Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juni

Er will auch einmal in der Nationalmannschaft Deutschlands Farben vertreten

Aufnahme: Schirner

Nr. 9 / 1937

Das große Heiligtum

Nahe bei Detmold liegen die Externsteine, gewaltige Felsen, in denen sich einst ein hohes Heiligtum des frommen Lichtglaubens unserer germanischen Vorfahren befunden hat. Jahrhundertelang waren diese Felsen mißachtet, die alte Überlieferung war fast erstickt, ein Teil des alten Heiligtums roh zerstört. Heute sind die Externsteine durch den Führer zu einem deutschen Nationalheiligtum erklärt worden. Die ganze Gegend dort im alten Cheruskergebiet ist voll von wunderbaren Erinnerungen und Überlieferungen unserer Ahnen.

Die Sonne steht hoch über den dunkelgrünen Buchen, die mit ihren mächtigen Kronen die alte Herlingsburg hoch auf dem Berge umschatten. Es ist ein warmer, strahlender Sommertag. Rings im weiten Kreise sitzen die Männer der Chatten, Cherusker, Angriwarier, Brukterer, Marser und Sugambrer, der germanischen Stämme, die alle Anteil haben an der alten hohen Rechtsstätte. Der greise Gode der Cherusker, der in diesem Jahre das Gericht leitet, ein weißbärtiger Alter, hält den hohen Richterstab. Er sitzt auf der Nordseite des großen Steinkreises und beobachtet mit prüfenden Augen den Zweikampf, der dort unten im Sande ausgefochten wird. Drei Tage lang schon hat hier das gemeinsame Gericht der Stämme getagt, wie seit unvordenklicher Zeit, um vor dem hohen Fest der Sommersonnenwende allen Streit und Unfrieden beizulegen. Feierlich ist des Morgens, bei der „steigenden Sonne, der klimmenden, klaren", der Kreis mit rotem Faden gehegt worden; der Richter hat sich die Hermelinkappe aufgesetzt, den Stab in die Hand genommen, und nun ist Streit auf Streit verhandelt, Eid auf Eid geschworen worden.

Die Sonne nähert sich immer mehr der Mittagshöhe. Der eisgraue, alte Cheruskerfürst sieht über den Stab zu dem Sonnenlicht. Wenn die Sonne auf der Höhe steht, an diesem Tag vor Sommersonnenwende, dann ist das diesjährige „ungebotene Ding", zu dem die Männer alljährlich zusammentreten, abgelaufen.

Dort unten im Sand ist der Kampf entschieden. Der eine der Kämpfer wird weggetragen, und es bleibt nur übrig, dem Sieger den Streitgegenstand zuzusprechen.

Der Alte sieht hinauf zur Sonne. Es ist soweit, das Ding aufzuheben, das Gericht zu beenden. So erhebt er sich von seinem Stuhl und spricht mit schwerer, tiefklingender Stimme: „Das Ding, das ich gehegt habe, enthege ich, den Gerichtsfrieden, den ich geboten habe, hebe ich auf. Festesfrieden, Gottesfrieden gebiete ich! Die Sonne steht im Mittag, die Stunde ist gekommen, in der wir hinabziehen wollen und den Tag der Sommersonnenwende begehen."

Die Männer stehen auf, während der Alte den Richterstab feierlich niedergelegt hat. Der ganze Zug mit den blitzenden Schwertern, den hellen Mänteln und Kappen, die großen Speere geschultert, steigt den Bergpfad hinab, und rings herum am Pfade stehen die Mädchen, die Knaben, die Frauen. – Jetzt sind sie froh und jubeln. Der große Gerichtstag ist zu Ende. Nun wird das Fest nach altem Brauch beginnen. Dort unten aber halten die zweirädrigen Wagen mit ihren langen, schlanken Deichseln und dem kurzen Kasten, in denen nur ein Mann stehen kann. Das sind die Rennwagen. Die Pferde derjenigen, die zum Fest ihre Reitkünste zeigen wollen, werden vorgeführt, und dann beginnen die Weidenpfeifen zu quieken, die Hörner blasen, dumpf rasseln die Trommeln hinein – der Zug zieht hinab zur Königslau.

Weit ist der Weg, aber der Zug wird immer größer und größer. Zu Tausenden und aber Tausenden, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen strömen die Freibauern von ihren weit verstreuten Höfen zum Fest. An diesem Tage will jeder einmal die Sorgen des Alltags vergessen. Aber man will sich auch zusammenfinden zu ernstem Gespräch, denn die römische Macht steht noch immer im Lande, ja, der neue römische Feldherr Quintilius Varus wird immer lästiger und dreister. Schon sind vor der Ernte römische Reiter im Lande gesehen worden, um die Ernte zu schätzen.

„Wenn die Kerle von uns Tribut haben wollen – dann wehe ihnen!" knurrt ein alter Hofbauer. Die andern nicken ernsthaft: „Ich sehe einen bösen Herbst heraufziehen. Meine Frau hat vor einigen Nächten im Moor den Schimmelreiter gesehen, den Einäugigen, den Alten mit dem großen Hut. Und die Rohrdommeln und die Käuze haben dazu geschrien. Es gibt einen harten Herbst!"

Ein langer, blonder Mann schüttelt schwer den Kopf: „Wir feiern heute unser Fest wie seit Urväter Zeiten. Und es liegt doch eine schwarze Wolke über dem Lande. Meinem eigenen jüngeren Bruder hab ich den Hof verboten. Römisches Gold und ein dunkeläugiges Mädchen haben ihn verlockt. Er ist Reiter in des Varus Hilfsschwadronen und kommt sich noch groß dabei vor!"

So tragen sie an Sorgen und schweren Gedanken. Doch der Jubel des langen Zuges übertönt das ernste Gespräch. Immer neue Dorfschaften stoßen hinzu. Nachbarn, Freunde und Verwandte, die sich lange nicht gesehen haben, begrüßen sich. Und endlich sind sie dort angekommen, wo eine weite Rennbahn, umgeben von hohen Rasenbänken, sich auftut. Hier sitzen schon Tausende und warten auf den Beginn der Spiele. Jahr für Jahr zur Sommersonnenwende werden hier die Wagenrennen und Wettkämpfe abgehalten.

Wie jubeln sie, als die ersten Wagen über die Bahn jagen. Selbst die alten, nachdenklichen Männer und Frauen stehen auf, rufen und winken, wenn dort unten der Sohn oder der Enkel auf schnellem Wagen dahinfegt, und gewaltig braust der Beifall ihm entgegen, wenn er als erster durchs Ziel geht.

Nicht nur die Rennfahrer kämpfen hier unten. Pferderennen halten die Zuschauer in Atem; aus Lopshorn sind die heiligen Pferde vorgeführt, die dort gehalten werden, Pferde, die in hohen Ehren stehen. An diesem Tage dienen sie der Freude des Festes, und die jungen Burschen springen über die nebeneinander gestellten Pferde. Über vier Pferde kommen die meisten hinweg, über fünf schon weniger. Wer gar schon das sechste Pferd schafft, den lohnt allgemeiner Beifall.

Allmählich neigt die Sonne sich zum Horizont. . . Die stillen Sterne ziehen herauf, und nun ertönt – feierlich und ernst geblasen auf großen bronzenen Hörnern, den Luren – ein Signal, mehr ein Lied. Frauen und Männer stehen auf von den Rasenbänken, und ein schönes, junges Paar trägt einen großen Kranz heran. Der Kranz wird an einen Pfahl geheftet, und kräftige Hände heben ihn hoch. In Reihen ordnet sich der Zug, und während der Abend niedersinkt, ziehen sie hinauf zu dem alten, dem uralten, dem großen Heiligtum!

Tief und feierlich klingt das alte Lied aus ihren Reihen, steigt auf zum dunklen Himmel und zu den schweigenden Wäldern:

„Jahr ist der Menschen Hoffnung,
wenn Gott läßt,
der heilige Himmelskönig,
die Erde geben herrliche Früchte,
Reichen und Armen. . ."

Sie tragen den großen Kranz aus grünem Gezweig, Korn und Blumen voran. Und der Schritt wird gemessen und ernst, als sie höher und höher steigen, hinabschauend auf die abendlichen Äcker. Da ragt vor ihnen riesengroß der hohe Fels der „Eggesternsteine" auf. Oben auf der Höhe sind Männer beschäftigt. Alle Zugänge sind von festesfrohen Germanen besetzt. Auf der Höhe wird der Pfahl mit dem Kranz aufgerichtet. Die „Queste" nennen sie ihn.

Wer dort oben steht, der schaut ein wahrhaft herrliches, gewaltiges Bild. Jetzt, wo die Nacht herniedergesunken ist, rollen von allen Höhen der Nachbarschaft große Räder herab, umwunden mit pechgetränktem Stroh, das zu heller Flamme entzündet ist. Fast bis zu der heiligen Höhe hinauf kann man das Lied hören, das dort überall von den Bergen klingt:

„Die Scheibe, die Scheibe
in meiner Hand,
ich schlag sie weit hinaus ins Land,
zu Fried und guter Erntezeit. . ."

Rings um die Externsteine aber stehen aufgeschichtet große Holzhaufen; denn nun beginnt das große, heilige, tiefsinnige Fest der Sommersonnenwende.

Es bedarf kaum eines Zeichens, und die Burschen und die Mädchen haben sich schon fest bei den Händen gefaßt. Als der greise Cheruskerfürst das Zeichen gibt und die Holzstöße aufflammen, da beginnt das erste Paar zu laufen. Sie springen mit kräftigem Satz hoch über die Flammen — und brausender Jubel fällt ein, ein Lied erklingt, das noch Jahrhunderte später lebendig blieb, das Lied von der jungen Liebe:

„Wir rufen aus das Leben,
Wir rufen aus das Sommerlehn,
Und dieses Jahr zur Ehe!"

Denn wer zusammen über das Sonnenwendfeuer gesprungen ist, der wird in diesem Jahr heiraten und einen Hausstand gründen, Hof und Heimat, Herd und Hausung. Und ein Paar nach dem anderen springt hinüber.

Wie lachen da die Gesichter der Alten, wie leuchten die Augen des greisen Cheruskerfürsten! Er sieht all die schöne, stolze, junge Kraft in seinem Volke. Die kräftigen Körper leuchten im Feuer der Sommersonnenwende. Es ist die Nacht des großen Geheimnisses, und als wieder eine Anzahl Paare über den Holzstoß gesprungen ist, da hebt der Alte segnend beide Hände:

„Ihr Männer und Frauen! In dieser frommen Nacht, da das Licht des Jahres am höchsten steht, laßt uns zuerst danken: Wir danken für die gute Ernte, die auf dem Felde steht, für den Frieden des Heims, für das gute Recht von altersher, für die Kraft in unseren Gliedern, die aus unserem Boden und unserem Korn gekommen ist. Wir wissen, daß nun das Sterben des Jahres einsetzen wird. Schon morgen wird die Sonne nicht mehr ganz so hoch gekommen sein, aber sie wird nicht sterben. In dieser Nacht sind alle Dinge dem Wissenden durchsichtig, entfalten alle Pflanzen und Kräuter ihre stärksten Kräfte, steht alles Leben auf der Höhe! Aber wer heute hindurchsehen kann durch den Berg, der kann auch im Berge schon das goldene Kindlein in der goldenen Wiege liegen sehen. Das Kindlein liegt im Berge, auch wenn die Herbststürme kommen. Und es wartet auf sein fröhlich Urständ, und wenn der Tod und der grimmig kalte Winter auf ihrer Höhe stehen, wenn die Welt im weißen Leilach des Schnees liegt, dann wird in der Wintersonnenwende wieder das neue Leben geboren werden. — Jedes Jahr wandert so von der Geburt über das Leben zum Sterben und wieder zur Geburt. Die Welt hat ihr Recht in sich, und wir müssen mithelfen, daß das gute Dasein weitergeht. Wir helfen ja der guten Welt und den ewigen schützenden Göttern. Wir säen das Korn, daß im Frühjahr die Welt wieder grün wird und im Sommer in Reife steht, und wir ernten, damit wir säen, und säen, damit wir ernten! Diese gute, geordnete Welt, das ist Midgard, die Welt der Götter und Menschen. Die will, daß sich junge Liebe findet und schöne, starke, stolze Höfe baut, daß das Ackerfeld zunimmt und das Unland abnimmt, das gute Blut mehr wird und die böse Art verschwindet. Das ist die gute Ordnung der Welt, die will, daß der Tod vom Leben besiegt wird.

Und darum, ihr Frauen und Männer der Marser, Sugambrer, Chatten und Cherusker, Brukterer und Angrivarier, die ihr teilhabt an diesem uralten Heiligtum, so erheben wir unsere Hände zum Gebet:

„Die Erde bitt ich und den hohen Himmel:
Es gönne dir der Allwaltende —
Äcker, wachsend und aufsprießend,
voll schwellend und kräftig treibend —,
und der breiten Gerste Früchte
und des weißen Weizens Früchte
und aller Erden Früchte!
Heil sei dir, Erdflur, der irdischen Mutter!
Sei du grünend in Gottes Umarmung,
Mit Frucht gefüllt den Irdischen zu frommen!"

Es ist ganz still und feierlich, nur die großen Holzstöße flackern, während der Alte spricht. Der Feuerschein wirft sein Licht auf die Gesichter der Tausende und aber Tausende, die im Kreise stehen.

Dann senkt der alte Cheruskergode die Hände, und er und die Heerkönige und Ältesten der Stämme steigen den schmalen Aufgang zum Heiligtum empor.

Unten beginnen wieder die fröhlichen Lieder, und neue Paare treten zum Sprung über das Feuer an. Die Alten aber stehen jetzt in dem engen Raum, durch dessen runde Öffnung sie nach Nordosten sehen, wo ganz langsam der Himmel bleich wird, wenn die Nacht verrinnt.

Hier oben ist man über allem lauten Lärm. Hier ist große, ehrfürchtige Stille. Vielleicht kann man irgendwo fern im Walde sehen, wie die alten Frauen heimkehren, die in dieser Nacht die heilbringenden Kräuter gesammelt haben, man kann den dunkelroten Widerschein der brennenden Holzstöße am schweigenden Dunkel des Waldes erkennen. Aber sonst ist es tief und still und einsam hier oben, wenn man abwartet, wie die Nacht ihren blauen Sternenmantel zusammenrafft.

Hinter dem hellen Perlgrau des Vormorgens, das in den Höfen dort unten die Hähne bekrähen, steigen lichtere Streifen auf. Sie weiten sich aus, und die Nachtwolken ziehen gen Westen. — Da, in dieser Stunde, als Nacht und Tag sich trennen, ist noch ein hochgewachsener Mann in den Raum hier oben getreten, hat sich still neben den greisen Cheruskerfürsten gestellt, ihm zugeflüstert: „Vater, ich wollte diese Stunde bei euch sein. Ich habe mich aus dem römischen Heere davon gemacht. Nächstes Jahr um diese Zeit sind wir von der Römerherrschaft frei!"

Der Alte drückt ihm fest die Hand: „Ich glaube an dich, Hermann!"

Da erscheint hell das große Morgenrot, und sein Licht fällt gerade durch das runde Fenster hinein auf die Säule und auf die Männer, die dort stehen. Sie erheben die beiden Hände, als wollten sie die Strahlen des jungen Lichtes in sich aufnehmen. Keiner sagt ein Wort. Nur ihre Augen, ihre Körper, ihre Seelen trinken in dieser Stunde des Lichtes den Strahl des großen, fernen Morgenrots, des ewig segenspendenden, siegreichen Sonnenlichtes. . .

Dr. von Leers.

Feuerspruch

Von Gerhard Schumann

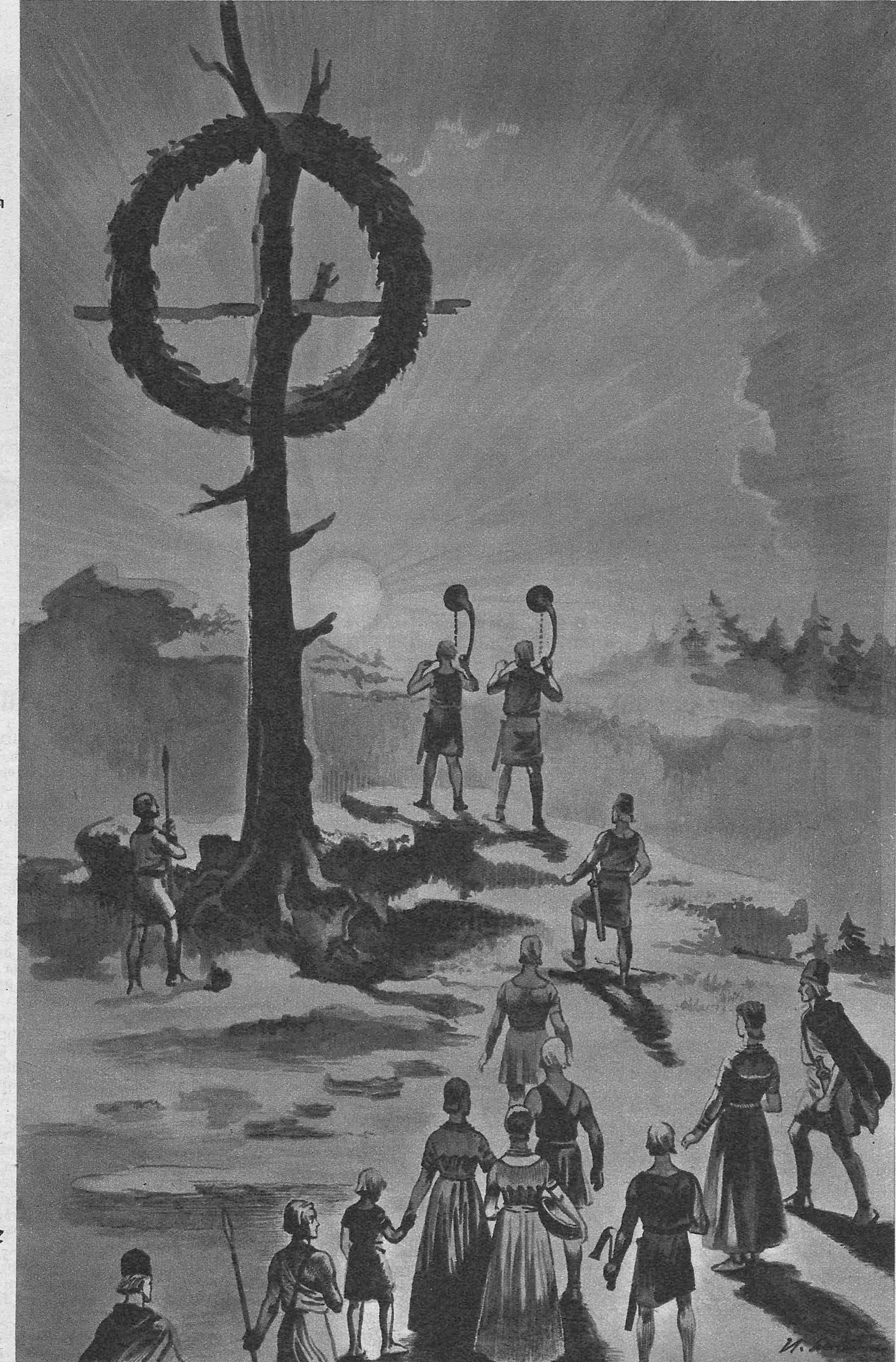
Schweigend wollen wir hintreten
In den uralt heiligen Kreis.
Schweigen, das ist unser Beten.
Schweigend tun wir das Geheiß.

Wie vor uns in tausend Nächten
Unsre Väter stumm vereint
Von sich taten Mal des Schlechten,
Daß sie sich zum Opfer brächten —
Harren wir. Das Licht erscheint.

Wie seit Urzeit unsre Ahnen
Froh der Sonne sich gebeugt,
Wenn sie stieg die Weltenbahnen,
So durchsonnt uns stolzes Mahnen:
Wir sind alle lichtgezeugt.

Und nicht einsam sprüht die Stätte.
Berg an Berg sich rufend reiht
Purpurn lodernde Stafette! —
Wir sind Glied der Feuerkette
Aus der Urnacht in die Ewigkeit!

Gemälde von
Herbert Scheurich



Nordische
Sonnenwende



Vor ihnen lag die große Handelsflotte des Dänenkönigs mit ihren zwölf Booten

Die Piraten von Moen

Eine Geschichte aus der Zeit der Jomswikinger

Von Gerhard Dabel

Gleichmäßig tauchten die Ruder der drei Handelsschiffe in das Brackwasser und zogen ihre schwere Last die Schlei herauf. Der ständige Ostwind hatte sie in wenigen Tagen von Gotland herübergetragen. Nun fuhren sie einige Stunden noch die lange Seezunge herauf, bis sie in der Ferne schon den Wall von Haithabu sehen konnten.

Der Herr der drei Schiffe war Nils Björn, dessen Wiege ein Schiff gewesen und dessen Heimat das Meer war. Die wenigen Tage seines Lebens, die er auf dem Lande verbracht hatte, konnte er zählen, und sie waren meist mit bösen Erinnerungen verknüpft, denn Nils war in seiner Jugend ein starker, aber jähzorniger Mann gewesen. Nun stand er in seinem ergrauten Haar wie auf hundert anderen Fahrten am Mastbaum und schaute die Fahrrinne gradaus.

Wie ein Besessener sprang er plötzlich den Wall hinab, hinein in die zerstörten Straßen der Stadt

Plötzlich legte sich eine dräuende Falte zwischen seine Augenbrauen. Er holte tief Atem und zog die Luft prüfend durch die weitgeöffneten Nasenlöcher.

Das roch verdammt nach Brand. Verdächtig ruhig lag die Schlei vor ihm, wo sonst viele Boote und Schiffe ihre Wege suchten, bis sie im Hafen von Haithabu vor Anker gingen. Heute war alles ausgestorben. Schon legte auch der Abendnebel seinen milchigen Schleier über das Wasser, so daß Nils nicht mehr erkennen konnte, wie weit die Stadt noch entfernt sei.

Auf sein Kommando zogen seine Ruderer die Riemen ein; der Steuermann lenkte das Schiff an die Uferseite, wo sie unter Anker liegend den Morgen abwarten wollten. Ganz leise und sanft schoben sich die Schiffe durch die Wasser und nur ein leises Plätschern gegen die Schiffswände war hörbar. Gerade rollte der Anker ins Wasser, als Nils dem Steuermann in den Arm fiel und flüsterte: „Halt! Hörst du nichts?"

Steuermann Reg lauschte in das Dämmern. Aber auch die anderen Männer der Schiffe standen lautlos an ihren Plätzen und hörten, wie dicht vor ihnen viele Ruder durch das Wasser zogen. Ganz dicht vorbei sahen sie die Schattenrisse der dänischen Flotte ziehen. Sie kam von der Stadt. Da wußte Nils Björn, warum die Luft nach Brand roch. Er dachte in diesem Augenblick an seine Freunde, denen er sicher keine Hilfe mehr bringen würde.

Als das letzte Schiff vorübergefahren war, befahl Nils, ein Boot fertig zu machen. Mit Reg und drei anderen Männern ruderte er ans Ufer.

Nach einiger Zeit erreichten sie einen Hof. Kein Mensch antwortete auf ihr Klopfen ans Tor. Nur ein Hund begann jämmerlich zu heulen. Der Vollmond war aufgegangen, und hier auf dem Land, wo kein Nebel die Sicht hinderte, konnten die Männer fast alles erkennen. Schon hoben sie sich gegenseitig auf die Mauer, stiegen in den Hof und klopften an die Haustür. Noch immer schien niemand zu hören. Plötzlich wimmerte eine Weiberstimme: „Wer da? Freund oder Feind?"

Nils brüllte laut: „Freund! Macht nur schnell auf, wir haben es eilig!"

Da knarrte die Tür und die Männer traten in den großen Raum, in dem der Herd hell brannte. Nils musterte die Frau, die zitternd vor ihm stand:

„Warum habt Ihr denn solche Angst?"

Erstaunt weiteten sich die Augen der Alten: „Habt Ihr nicht das Morden erlebt? Seit vorgestern steht die Stadt in Brand. Habt Ihr es nicht gesehn?" Befehlend wandte sich Nils zu seinen Männern: „Also los!" — und zur Alten gewandt: „Hier habt Ihr Geld, gebt uns Eure Pferde."

Immer noch ängstlich-erstaunt schlurfte die Frau in den Hof, ging in den Stall und band die vier Tiere los. Als sie den Männern die Pferde gab, fing sie an

zu heulen. Sie warf sich vor Nils nieder und jammerte, er solle ihr ihre beiden Söhne wiederbringen, die auch in der Stadt gewesen seien. Nils hob die Alte behutsam auf. Seine Männer verwunderten sich, denn so hatten sie ihn noch nie gesehen. Dann bestiegen sie die Pferde, und während einer bei der Alten blieb, sprengten sie zum Tor hinaus, der Stadt Haithabu zu.

Um Mitternacht stand Nils Björn auf dem Wall. Unheimlich ballte sich unter ihm der Qualm der verbrannten Stadt im Mondlicht. Wie ein Besessener sprang er plötzlich den Wall hinab, hinein in die zerstörten Straßen der Stadt. Seine Begleiter folgten ihm, immer den beißenden Rauch von den Augen verjagend.

Nils rannte weiter und weiter. Hier und dort blieb er stehen, stocherte zwischen Balken und Steinen herum, bückte sich zu einem Toten nieder, dann ging es weiter. Die Männer wurden schon ungeduldig.

„Wen sucht Ihr, Herr?"

Plötzlich schreckten sie zusammen. Nils rannte gegen eine Tür, die in einer halbstehengebliebenen Mauer stand. Krachend splitterte sie auf. Zwischen den zusammengebrochenen Dielen fand er einen Mann auf dem Rücken liegend. Seine Augen starrten leblos gegen den Nachthimmel. Ein harter Zug lag um seinen Mund.

Nils bückte sich nieder zu dem Mann, auf dessen Brust eine verkrustete Blutlache stand! — So fand Nils seinen Freund Ingolf wieder. Noch kniete der starke Mann, und seine Leute standen ehrfürchtig am Eingang des verbrannten Hauses, da knarrte plötzlich die Diele, und aus einem Haufen von Balken und Brettern kroch ein Junge hervor und starrte die Eindringlinge an. Er ging auf den Knienden zu.



Nils entzündete eine neue Fackel und stieg durch das Loch in die Schatzhöhle — Zeichnungen: Friedel

„Du bist Nils Björn!" Der Alte sprang auf. Wie auf ein Wunder sah er zu dem Knaben. Dann drehte er sich plötzlich zu seinen Männern um und befahl ihnen, den Toten aufzunehmen und zu den Schiffen zu bringen. Er selbst ging mit dem Jungen hinter ihnen her. „Wer bist du, daß du meinen Namen kennst?"

„Meine Eltern habe ich nie gekannt, denn sie wurden vom Dänenkönig verbannt, als ich zur Welt gekommen war. Mein Vater mußte mit der Mutter über das Meer. So kam ich zu einem Verwandten. Vor vier Jahren entfloh ich von dort und sah diese Stadt. Ich bot Herrn Ingolf meine Dienste an und habe ihm bis zu diesem Tage gedient. In seiner Sterbestunde, als er mit klaffender Wunde sich in sein Haus zurückschleppte, hat er mir eine Botschaft für Euch anvertraut. Er glaubte noch bis zum letzten Augenblick, daß Ihr kommen würdet. Aber die Dänen hatten schon den Wall erstürmt und die Brandfackel an die ersten Häuser gelegt. Ich soll Euch nun folgendes sagen:

Gorm Ingolfs Schatz ruht sicher in der Höhle im Kreidefelsen von Moen. Die Zeit der freien Männer ist vorbei. Island ist von den Norwegerkönigen untertan gemacht. Die Jomswikinger sind vernichtet und mit Haithabu ist die letzte Freistatt des Nordens gefallen. Wenn Nils Björn seinen Freund Ingolf rächen will, so soll er als freier Wiking eine Herrschaft auf Moen errichten und alle Könige schlagen, wo er kann."

Nils Björn hörte gespannt zu, was der Knabe ihm berichtete, legte ihm die Hand auf die Schulter: „Und was willst du fortan?"

Da schaute ihm der Junge trotzig ins Gesicht: „Ich werde helfen, Ingolf zu rächen."

Nils klopfte ihm freudig auf die Schultern: „Dann komm!"

Im Morgengrauen lichteten die drei Schiffe ihre Anker, und gegen Sonnenaufgang lag vor ihnen das weite Meer. Am nächsten Tag sahen sie am Horizont die weiße Kreideküste von Moen. Die Felsen wurden von Stunde zu Stunde größer, bis man mit dem bloßen Auge schon die Bäume auf der Höhe erkennen konnte. Da ließ Nils die Boote herab, und nach einiger Zeit kletterte er mit seinen Männern die steilen Hänge hoch, bis sie die Höhe erreichten. Ein wundervoller Buchenwald nahm sie auf. Nun verteilte Nils seine Leute, und sie suchten während des ganzen Tages die Halbinsel ab. Am Abend fuhren sie mit den Booten zurück. Auf dem Herrenschiff versammelten sich alle fünfzig Männer. Einer nach dem anderen berichtete über das, was er gesehen hatte. Das wichtigste war die Kenntnis, daß auf der anderen Seite der Halbinsel ein weiter Hafen lag, in dem künftig die Schiffe Schutz und guten Ankergrund finden würden. Außerdem hatte keiner irgendeine menschliche Behausung gesehen. Am Abend entschloß sich Nils, den Plan seines Freundes auszuführen.

So begann Nils Björn seine Herrschaft auf Moen. Der einstige Handelsmann, dessen Name in allen Hafenstädten Europas bekannt war, wurde zum Schrecken der Ostsee, vor dessen Piratenschiffen jedes Dänenboot seine Flagge strich.

Die Halbinsel, deren Kreidewände weit hinaus auf das Meer leuchteten, beherbergte bald an die hundert Gefolgsleute von Nils Björn. Der Alte hielt auf strenge Beachtung seiner Befehle, und freudig folgten ihm seine Männer, die aus ganz Europa zusammengelaufen waren. Meist waren es letzte Kämpfer des nun zu Ende gehenden Zeitalters der Wikingfahrten. Als der erste Winter kam, die ersten Schneewolken von Nordwest über Seeland in die Ostseebucht hineinfegten, schaute Nils Björn beruhigt von seinem Hochsitz in die Halle, die inmitten der anderen Blockhäuser lag. Er hatte die Männer versammelt, um die letzten Arbeiten im Winter fertigzustellen. Auf den letzten Fahrten er-

fuhr er auch, daß man in Kopenhagen schon Wind bekommen hatte von den verwegenen Kaperstreichen.

Im Frühjahr kam ein Mann zu Björn, der brachte ihm Nachricht, daß in wenigen Tagen eine große Kaufmannsflotte von Kopenhagen zum Wendenfürsten an der Odermündung segeln würde. Nils ließ die letzten Arbeiten an den fünf Schiffen ausführen, die Waffen wurden nachgesehen und geschärft, dann klopfte er Reg auf die Schulter und meinte:

„Das gibt eine rechte Fahrt!"

In Kiellinie segelten die Boote durch das bewegte Meer. Am dritten Tage, wenige Zeit nach Sonnenaufgang, schrie der Junge, der oben im Mast saß, daß etwas in Sicht käme. Es seien viele Segel. Nils ließ die Boote herumlegen und stand im Schein der aufsteigenden Sonne mit seinen Männern zum Kapern fertig.

Vor ihnen lag die große Handelsflotte des Dänenkönigs mit ihren 12 Booten. Das stattlichste lag geschützt von zwei kleineren an der Spitze. Nils ließ die Segel reffen, und mit der scharfen Fahrt, die das Schiff noch hatte, erreichte er das Führerschiff der Dänen. Schon sausten die Enterhaken herüber, aufschrien die Händler, Entsetzen malte sich in ihren feisten Gesichtern. Einige schienen das erste Mal zur See zu sein. Nach einer Stunde lagen die herrlichen Schiffe des Dänenkönigs im Schlepptau Nils Björns. — Am Abend hielt er Gericht. Um das Feuer herum standen die Händler. Sie bebten und zitterten vor dem großen Alten. Der fragte eintönig einen um den anderen: „Warst du mit auf dem Zug gegen Haithabu?"

Als einige verneinten, deutete er auf die Schmuckkästen, die er von den Dänenschiffen hatte holen lassen, und meinte nur verächtlich: „Wenn du selbst nicht mit geraubt und geplündert hast, so bist du schuldig wegen dieser geraubten Ketten, die ihr verhandeln wollt!"

Einer nach dem anderen wurde abgeurteilt. Zur Rache für Haithabu! — Vierzig Männer! Die Stelle, wo sie starben, wurde schwarzrot von dem vielen Blut.

Nach dem Gericht rief Nils den Jungen, den er aus Haithabu aufgenommen hatte. Die Männer hatten ihm einen neuen Namen gegeben; sie nannten ihn Flink. Lange sprach der Alte mit dem Knaben. Dann ließ er die Leiber der Toten auf das Hauptschiff schaffen. Am Morgen bestiegen der Steuermann Reg und der Junge das Schiff und fuhren gen Kopenhagen.

Zwei Tage brauchten sie bei dem ungünstigen Winde. Endlich wurde in der Ferne die schmale Wasserstraße sichtbar, an deren westlicher Seite die Hauptstadt des Dänenkönigs lag. Bis zur Nacht ließ Reg das Schiff ganz langsam fahren, als dann die Nacht sich niedersenkte, nutzte er den flauen Wind aus, soweit er konnte, und während es Mitternacht wurde, fuhr das Totenschiff gespenstisch in den Hafen ein.

Auf allen Straßen und Plätzen der Königstadt liefen die Menschen zusammen. Grauen verzerrte die Gesichter der Frauen, und die Männer waren entsetzt, als sie von dem Unglück hörten. In der Burg herrschte große Bestürzung.

„Das sieht aus wie ein Streich der Jomsburger", meinte König Harald. „Wenn ich nicht selbst wüßte, daß sie vernichtet sind, so würde ich meinen, daß sie es gewesen seien."

Endlich kamen die Leute des Königs auf den Vorschlag, eine Flotte auszurüsten, die Erkundigungen einziehen solle.

Am Hafen standen indessen die Menschen, nachdem sie das Grauen und die Furcht überwunden hatten, und starrten neugierig auf das Totenschiff, das mit schlaffen Segeln vor ihnen lag. Einige Frauen sanken ohnmächtig zu Boden.

Vorn stand der Hafenwächter, der das Schiff zuerst im Morgengrauen entdeckt hatte. Er war noch halb benommen von dem Gesehenen. Plötzlich wurden Stimmen laut. Die Königswache marschierte auf, hinter ihnen zogen einige Priester einher, und nun vollzog sich ein Schauspiel, von dem Kopenhagen noch lange sprach.

Die Priester segneten die Leichen der Kaufleute nach ihrem Brauch ein, dann wurde einer nach dem anderen herausgetragen und dicht beim Hafen in die Erde versenkt. Danach legten die Männer Feuer ans Schiff, und mitten im Hafen brannte das Gespensterfahrzeug lichterloh, bis es Stück für Stück auseinanderbrach und zu Asche versank.

Nach sieben Tagen erreichten Reg und Flink Moen. Der Alte wartete schon ungeduldig auf Antwort. Der Steuermann berichtete, wie sie im Morgengrauen am Hafen ungesehen an Land gesprungen seien, alls ganz Kopenhagen von dem grauenhaften Schauspiel erschüttert gewesen sei.

Ein Lachen dröhnte aus Nils Björns Kehle, daß das Blockhaus zitterte. Bis an den Strand zu den Booten vernahm man das Lachen, und die Männer meinten: „Dann hat der erste Streich gesessen."

Nils Björn aber lud den alten Steuermann und den Jungen Flink ans Herdfeuer. Hier hatte der Alte seinen Tisch stehen, an dem ihn oft die Männer bis in die tiefe Nacht sitzen sahen. Der Raum wurde von Nils nur für die Arbeit benutzt; zum Schlaf, für den er nur wenige Stunden brauchte, ging er hinunter ins Schiff, so wie er es durch sechzig Jahre gewohnt war.

Nun ließ er sich bei den flackernden Flammen von den verwegenen Totenschiffern ihre Flucht aus Kopenhagen erzählen. Während Flink lebendig ihre Abenteuer in Seeland und an der Küste schilderte, gab Reg ruhig und gewissenhaft Bericht von der Flotte, die König Harald ausgewählt hatte und die in baldiger Zeit auf Rachezug gehen würde.

Nils ballte die Fäuste: sie sollten nur kommen; dann überlegte er. Eines war sicher: Noch in diesem Sommer würde die Entscheidung fallen. Und Nils konnte sich auf die Stärke seiner Männer verlassen.

Jeden Tag fuhren die Boote von Moen hinaus in die See. Nach dem Wetter wurde nicht gefragt. Nils befahl, daß sich die Männer jeden Tag und bei jedem Wetter üben sollten, damit sie zum großen Kampf gerüstet seien. Er selbst leitete manche Übung, aber nicht immer konnte er bei jedem Schiff sein Augenmerk haben, und die Männer waren begierig, etwas Neues zu sehen und zu erleben. So geschah es, daß als erstes Boot der „Widder" unter Führung von Steuermann Leif ohne Wissen von Nils Björn auf Abenteuersuche ging. Nils hatte den Schiffen befohlen, nachdem sie sich im Manövrieren genügend geübt hatten, längere Schnellfahrten zu unternehmen, um auch hierbei für den Kampf gerüstet zu sein. Steuermann Leif besprach sich am Abend vor dem Auslaufen mit seinen Männern. Sie hatten sich ein Feuer am Strand entzündet und standen nun breitbeinig darum.

Sicher war, daß sie alle für den Alten durchs Feuer gehen würden, aber trotzdem gefiel ihnen diese Einsamkeit auf Moen nicht mehr recht. Nun waren sie schon über ein Jahr zusammen, und außer der Kaperfahrt gegen die Kaufleute hatten sie nichts getan als Häuser gebaut und sich im Segeln geübt. Einige hatten eine unbezähmbare Lust, wieder einmal in die Hafenstädte zu kommen, wo ein lustiges Leben und Treiben war. So war es für Leif leicht, die Männer zu begeistern, daß sie morgen statt zu üben einmal auf eigne Faust etwas unternehmen wollten. Sie waren sich schnell einig, und während sie das Feuer austraten, kam eine frohe Stimmung über alle.

Zur gleichen Zeit, als die Männer vom „Widder" in ihre Blockhütte zum Schlafen gingen, stieg Nils Björn mit Flink und Reg die Kreidefelsen herunter zur See. Schweigend schritt der Alte voran und hielt seine Fackel steil hoch, damit die beiden den Weg nicht verfehlten. Nach dem Abstieg ging er weiter am Strand entlang, bis sie zu der ersten Grotte kamen, die in das Kreidegestein hineinführte. Der Strand brach hier plötzlich ab; sie mußten im Wasser weiterwaten.

Endlich hatten sie den ersten Grotteneingang durchquert und hielten sich wieder dicht an dem Kreidegestein, das links von ihnen zweihundert Meter hoch steil emporwuchs und dicht neben ihren Füßen auf der anderen Seite in das Meer hinein verschwand.

Nils Björn verschwand schon mit der Fackel, dicht am Felsen entlangtastend, in der Tiefe der Höhle, die mannshoch über dem Wasser in den Felsen hineinführte. Reg und Flink krochen hinter dem Alten an dem glatten, schlüpfrigen Gestein entlang. Unheimlich bewegte sich das Wasser neben ihnen, und der Qualm der Fackel brannte ihnen in der Nase. Wieder war Nils hinter einem Felsvorsprung verschwunden. Als seine Begleiter ihm nachgingen, waren sie überaus erstaunt, als sie ein kleines Boot liegen sahen, in das Nils hineinstieg. Auch Reg und Flink nahmen Platz, und nun stieß der Alte das Boot vorwärts in der engen Grotte, deren Ende bei dem schwachen Fackelschimmer noch immer nicht zu sehen war.

Nach einiger Zeit stieß das Boot endlich gegen den Felsen auf, und die Männer sahen sich vor einem Loch, das nun über dem Wasser den Weg in eine neue Grotte wies. Nils blickte unbewegt wie immer auf seine Begleiter, die staunend vor dem Eingang zum Schatz von Haithabu standen. Nils entzündete eine neue Fackel, die er mitgenommen hatte, und stieg durch das Loch in die Schatzhöhle. Reg und Flink kamen neugierig nach und standen nun plötzlich inmitten einer aufgestapelten Sammlung von Schmuck und Geräten, Waffen und Stoffen. Noch hatten ihre Augen nicht alles erfaßt, da begann Nils zu sprechen.

„Außer mir und euch kennt niemand diesen Schatz. Auch ihr hättet ihn nicht gesehen, wenn ich nicht in der letzten Nacht einen bösen Traum gehabt hätte, der mir ein nahes Ende anzeigte."

Der Alte schaute in die verwunderten Blicke des Jungen und des Steuermannes. Ein feines Lächeln lag in seinen Augen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft)

Der Jagdfalke

Von Dr. Franz Graf Zedtwitz



Ein Jagdhabicht.
Nicht nur der Falke, sondern auch der Habicht wird zur Jagd abgerichtet. — Wir sehen am Fuß die Lederschleifen, das „G e s c h ü h". Der Falkner trägt den schützenden Lederhandschuh und hat schon die lederne Langfessel vom „Geschüh" gelöst.

In der Falkenstube sitzt Freya, das starke Wanderfalkenweibchen, auf dem Reck und langweilt sich. Es gibt in der Kammer auch nur wenig lustige Dinge zu sehen, die Reckstange, darunter das Tuch, das verhindern soll, daß sich die Fessel um die Reckstange schlingt, wenn den Falken die Sehnsucht nach einem Flug ankommt. Sonst ist die Stube kahl und langweilig, und vor dem Fenster wehen die Fliederbüsche grün und leuchtend in der Sonne. Ärgerlich reißt der Beizfalke den Krummschnabel auf und lahnt (ruft) klickernd in die stumpfe Enge seiner Stube hinein. — Da reckt der Falke den Hals und dreht den Kopf mit den dunklen Wangenflecken. Er tritt aufgeregt von einem Fang (Fuß) auf den anderen, schlägt mit den Schwingen und würde nur zu gerne vor Erregung losstürmen. Doch er weiß, daß jeder seiner Flugversuche kläglich enden würde. Mit dem Kopf nach unten würde er an dem schmalen Lederriemen hängen, der seine Füße fest umschlingt und mit dem andern Ende am Reck befestigt ist.

Schon öffnet sich die Türe, und sein Herr, der Falkner, tritt ein. Und jetzt wird der Vogel ganz wild, denn die linke Faust des Mannes ist mit dem schweren Rindlederhandschuh bedeckt, dessen Stulpe bis zum Ellbogen reicht. Er hat die Falknertasche über die Schulter geworfen, das Federspiel, ein paar Taubenflügel, baumeln daran, und die Kappe trägt er in der bloßen Rechten. Wild lahnt (schreit) der Falke, denn jetzt weiß er, daß es zur Jagd geht! — Bedächtig löst der Falkner die Kurzfessel vom Reck, schlauft die lange Leine der Langfessel an, greift den Falken mit sicherem, schonendem Griff und streift die Haube, die seine scharfen Augen bedeckt, über sein Haupt. Lustig wippen die Federn über dem Kopf des Falken, aber vor seinen Augen ist es Nacht, und so sitzt er gleich darauf ruhig auf dem Handschuh und läßt sich hinaustragen in die freie Weite des Reviers.

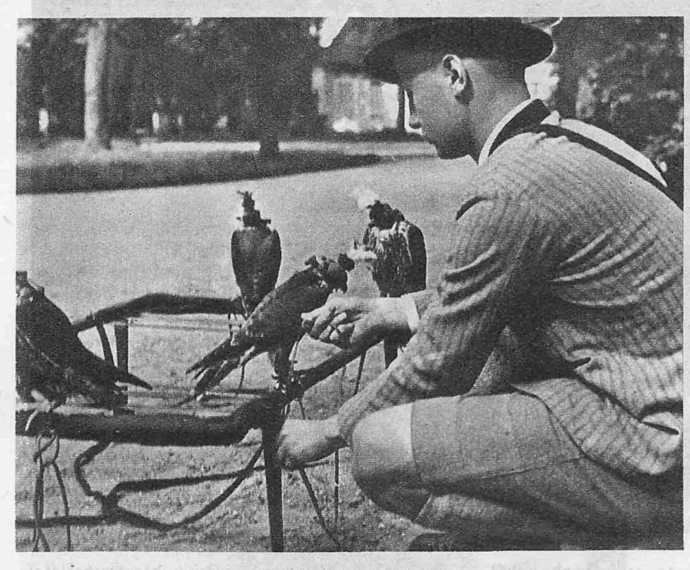
Da schreitet der Falkner hin, sein Sohn Ernst geht neben ihm her. „Paß auf die Krähen auf, Junge", schärft der Vater ihm ein. „Freya soll Krähen schlagen. Mit den Rebhühnern muß sie sich noch gedulden, die haben Schonzeit!"

Weithin dehnen sich die Felder, die jungen Ähren wogen an den Halmen, die Kartoffeln dunsten herb in die scharfe Sonne. Die Lerche singt unter dem Himmel, der sich blau und makellos über der deutschen Erde ausspannt. Und der Junge läßt seine Augen weithin schweifen, aber er sieht nur eine einzige Nebelkrähe, die ganz fern vorüberstreicht und keine Miene macht, näherzukommen. „Die ist zu weit", sagt er, und der Vater nickt.

„Paß auf, hinter dem Berg auf der Wiese könnten Krähen sitzen! Da ist das Gras noch nicht hoch gewachsen seit dem ersten Schnitt, da suchen sie gerne nach Futter!" Der Junge geht ein wenig schneller und späht über die Hügelkuppe, und dann macht er sich klein wie ein Indianer auf dem Kriegspfad, denn da hinten sitzen sie tatsächlich, die Grauen!



Der Falke hat im Kartoffelacker einen Fasan geschlagen



Kurz vor Beginn der Jagd stellt der Falkner die Jagdfalken auf eine Trage. Die Vögel sind mit der Langfessel an der Trage befestigt, der Kopf ist mit der Kappe bedeckt, so daß sie nichts sehen können

Der Falkner streift die Kappe vom Kopf des Falken. Die Langfessel wird gelöst, frei sitzt der Falke auf der Faust. Der Mann hält ihn hinter seinen Körper, die Krähen äugen scharf, und wenn sie zu früh aufstehen, ist es nichts mit der Jagd. Die scheinen aber zum Glück noch nichts von der Falkenbeize zu wissen, es mögen Jungvögel sein, die eben erst aus dem Nest geflogen sind. Sie wackeln auf einwärts gedrehten Füßen über die Wiese, sie picken im Gras umher, ihre Federn glänzen und das Grau auf ihren Flügeln und auf dem Rücken hebt sich dunkel aus dem hellen Grün heraus.

Vierzig Schritt, es ist kaum zu glauben! Da gehen sie hoch und quarren ärgerlich über die Störung. Mit jähem Ruck wirft der Falkner den stolzen Vogel von der Faust, daß er mit peitschendem Schwingenschlag davonstreicht, hinein in das leuchtende Blau des Himmels. Jetzt wissen auch die Krähen, um was es geht. In rasender Fahrt jagen sie dahin, der mächtigen Linde zu, in der sie sich bergen können, denn der Falke kann nicht durch Geäst stoßen, er zerschellte im Wipfelwerk!

Grell warnen die Krähen, wild peitscht der Falke in den Himmel hinein, seine schmalen Flügel zerschneiden die Sommerluft, höher und immer höher, näher und immer näher an das flüchtende Gesindel heran, an die Junghasenmörder und Gelegezerstörer! Die wirbeln wie verwehte Blätter auf den Baum zu, der mächtig aus der Wiese aufragt, ein Koloß von vielen hundert Jahren.

Der Falke ist über ihnen, er bäumt sich auf, kippt, zieht die Schwingen halb ein und verwandelt sich aus einem wild dahinpeitschenden, rasenden Jäger in ein tödlich niederzischendes Geschoß. Immer wilder wird seine Fahrt, die Luft rauscht und donnert an ihm vorbei, er hastet, stürzt, fällt auf einmal über eine angstvoll aufkrächzende Krähe her. Dumpf tönt der Aufprall seiner stahlharten Brust herab, seine Fänge haben einmal zugegriffen, ein paar Federn stieben hoch und wie ein Lappen taumelt die Graue ins Gras.

Der Falke hat den Schwung abgefangen, indem er steil hochstieg. Jetzt fußt er über der Krähe, stellt einen Fang über sie und beginnt an ihr zu rupfen, daß die grauen und schwarzen Federn wehen. In der Linde ducken sich die zwei, die dem Tod entgangen sind. Als sie merken, daß der furchtbare Feind beschäftigt ist, wischen sie schlank und angstvoll davon. Der Tod der einen war die Rettung der anderen.

Lachend kommen die beiden Männer heran. Wild blitzt ihnen Freyas Auge entgegen, breit fächern sich ihre Schwingen über der Beute, die nur ihr gehört. Aber dann läßt sie sich doch dazu bewegen, auf dem Handschuh Platz zu nehmen. Ein Stück Fleisch aus der Falknertasche belohnt sie. Dann sinkt die Dunkelheit der Falkenkappe abermals über ihre Augen herab, sie sitzt wieder ruhig auf der Faust. Und weiter geht die Suche.

Aber jetzt ist es, als habe sich alles gegen die beiden Beizjäger verschworen. Keine Krähe weit und breit. Sie suchen und suchen. „Ich glaube, wir werden bald aufhören können", meint der Falkner, „die Schatten werden länger."

„Eine müssen wir aber noch bekommen", antwortet der Junge. „Dort, dort, siehst du sie?"

Eine Krähe zieht über die Felder dem fernen Walde zu.

„Weit, sehr weit", brummt der Falkner.

„Ach, versuch es doch! Freya schafft es bestimmt."

Der Falkner macht ein besorgtes Gesicht, doch er will dem Jungen die Freude nicht verderben, streift die Kappe vom Kopf des Vogels und wirft ihn von der Faust. Er steigt in den Himmel hinein, dreht Ringe, eräugt die Krähe und stürmt hinter ihr her. Die aber hat die Gefahr längst erkannt und flüchtet. Rasend holt der Falke auf; atemlos verfolgen die beiden seinen Flug, aber die Krähe ist schlau, sie strebt schnurgerade auf das Gehölz zu. Ihr Vorsprung ist zu groß, sie taucht hinein, gerade als Freya zum Stoß ansetzen will. Weg ist sie.

Der Falkner wirbelt die beiden Taubenflügel umher, das Federspiel, mit dem man den Falken lockt. Dann pfeift er auf der Falknerpfeife. Bisher ist Freya immer diesem Befehl zur Rückkehr gefolgt. Doch diesmal scheint sie nicht beireiten (auf die Hand fliegen) zu wollen. Sie steigt in den Himmel hinein, kreist und verschwindet plötzlich hinter dem Walde. Entgeistert sehen ihr die Männer nach. Dann laufen sie hinterher, so schnell sie ihre Füße zu tragen vermögen. Als sie auf der anderen Seite des Waldes hervortreten, ist vom Falken nichts mehr zu sehen. Er ist verschwunden, als habe der Boden ihn verschluckt. Sie locken, sie suchen, die Sonne geht unter. Als es dunkel wird, gehen sie wortkarg nach Hause. Der Beizfalk hat sich verstoßen. Weiß Gott, ob sie ihn jemals wiedersehen werden.

Als Freya aufsteilte, weil die Krähe den Wald erreicht hatte, sah sie hinter dem Wäldchen eine Wildtaube fliegen. Die Taube schoß dahin wie ein grauer Pfeil, ihre starken Flügel schnitten gewaltig durch den Nachmittagshimmel. Da war auf einmal der Falke in den Himmel gestiegen und raste hinter ihr her.

Über die Felder flog die Taube, über den silbernen Bach, dahin, immer dahin, und hinter ihr her wuchtete das Verderben, denn der Falke gewann ihr den Vorsprung zusehends ab. Im allerletzten Augenblick warf sich die Taube in ein Gebüsch und verkroch sich keuchend unter seinen Ästen, während der Falke zischend vorüberschoß. Er stieg, suchte und fand seine Beute nicht mehr. Da hakte er auf einem Pfahl auf, denn auch ihn hatten die drei Jagden dieses Nachmittags angestrengt. Sein scharfes Auge sah weithin, weiter als ein Menschenauge reicht: die beiden Männer aber konnte er nicht erkennen, denn die waren hinter einer Welle des Geländes verborgen.

Da saß er nun und holte Atem, das Geschüh (Lederschlaufen an den Füßen) und die Kurzfessel flappten im leichten Wind. Als niemand kam, der ihn mit Federspiel

und Falknerpfeife gelockt hätte, strich er ab und schwang sich in einen Baum hinein. Hier erlebte er zum erstenmal seit langer Zeit wieder das sanfte Erlöschen des Abends und das breite Heraufziehen der Nacht, als die Wachtel in der feuchten Wiese schlug.

Freya ist ein alt gefangener Vogel, den die Kunst des Menschen zu seinem willigen Diener gemacht hat. Die Nächte der Freiheit sind ihr nicht fremd, und nun, da das Käuzchen ruft, erwachen alle alten Erinnerungen in ihr. So schläft sie sicher durch die dunklen Stunden, so erwacht sie frisch im Morgenlicht und setzt sich freudig in die warmen Strahlen der jungen Sonne.

Der Bauer, der mit seinem Gespann ins Feld hinausfährt, um Futter zu schneiden, wandert bedächtig dahin. Neben ihm, auf dem frischgemähten Gemenge, pickt ein scheckiger Flug von Haustauben nach allerlei Körnern. Als die Pferde schwer heranschreiten, stehen die Tauben auf, fallen aber gleich wieder ein. Das wundert den Bauer, aber dann sieht er den Falken heranrasen und über den Tauben kreisen. Und er sieht noch etwas, daß nämlich an einem Fang (Fuß) des Falken etwas flattert, was ganz wie ein Geschüh aussieht. Aha, da ist er ja, das ist Freya, die sich verstoßen hat! Und da er weiß, wie sehr der Falkner an seinem Vogel hängt, wandert er nach Hause, um zu erzählen, was er sah.

Freya blockt in der Nähe in einem Baum, als sie die beiden bekannten Gestalten auf sich zukommen sieht, den Falkner und seinen Sohn. Das Federspiel wirbelt durch die Luft, die Pfeife klingt. In der Brust des Vogels bekämpfen sich die Gefühle, die erwachte Freiheit liegt im Streit mit der Gewohnheit, die ihn an den Menschen gekettet hat. Freya schwingt sich heran, kreist um den Falkner, kann sich aber nicht entschließen, niederzugehen. Zwar lockt das Federspiel, rotes Fleisch leuchtet, aber was ist es gegen das freie und wilde Leben da draußen, wo der Falke jagt, wie und wo es ihm gefällt.

Schon tragen sie ihre Schwingen wieder davon, dahin über die Felder. Da wölkt es über dem Dorf hoch, ein Taubenschwarm dreht sich in der Luft, kreist und fliegt zu Felde. Und der Falke wirft sich mit gellem Jagdruf in den Himmel hinein, steigt über die Tauben, wirft sich aus schwindelnder Höhe nieder und saust herab, um gleich darauf wieder hochzusteilen. Der Stoß ging fehl, die Taube prallte im allerletzten Augenblick zur Seite, als die Fänge des Räubers sich bereits aus seinen Federhosen reckten. Fehljagd!

Ärgerlich kreist der Falke, denn die Tauben haben sich zu Boden geworfen und ducken sich ins Kraut. Hier kann er sie nicht packen, die Natur hat ihm die Gabe versagt, auf dem Boden Beute zu schlagen. So senkt er sich und blockt auf einem Maulwurfshaufen, groß, kühn, völlig bereit, sofort wieder aufzusteigen und das Spiel von neuem zu beginnen.

„Wir müssen sehr vorsichtig sein", sagt der Falkner, „Freya ist in der einen Nacht unglaublich verwildert!"

Er mustert das Gelände genau mit dem Glas, dann überlegt er. Die Langfessel ist fast vierzig Meter lang, vielleicht ist es möglich, den Vogel irgendwie mit ihrer Hilfe wieder in die Gewalt zu bekommen? Erst versucht er es noch einmal mit dem Federspiel, aber Freya kommt nicht heran. So schreitet er scheinbar unabsichtlich an dem Vogel vorbei und zieht die Langfessel hinter sich her. Auf zwanzig Meter läßt der Falke ihn vorüber, er reckt zwar den Kragen, jeden Augenblick bereit, abzustreichen, doch der Mann scheint es ja gar nicht auf ihn abgesehen zu haben!

Sonderbar, wie er sich bewegt! Er umkreist den Vogel, er sieht hinter sich, wo die Langfessel nachschleppt. Mit klopfendem Herzen verfolgt er ihre Bahn im Kraut, sieht, wie sie sich den Fängen Freyas nähert, wie sie sich herumschlingt. Der Vogel begreift nicht, was gespielt wird, er fühlt zwar das Anstreifen der Schnur, aber er denkt an nichts Böses. Und der Falkner umkreist ihn weiter und immer weiter, dann reißt er die Schnur mit scharfem Ruck durch.

Es reißt den Vogel von seinem Sitz, er schlägt mit den Schwingen, kommt aus der Schlinge heraus, aber da verfängt sich das taunasse Geschüh darin. Und schon ist der Mann über dem Falken, schon senkt die Kappe Dunkelheit über seine Seher (Augen). Die Fessel wird angeschlauft, Freya sitzt auf dem Handschuh, es ist alles so, wie es immer war. Das mit der Freiheit war nur ein Traum, er ist vorbei. Als ihr die Kappe abgenommen wird, zerrt sie gierig am roten Fleisch herum, das der Falkner ihr strahlend reicht.

Und nun blockt der Vogel wieder auf dem Reck. Die Fliederbüsche schlagen gegen die Fenster, die Sonne lacht. Es ist nicht sehr unterhaltend hier, aber man hat auf alle Fälle sein Futter, und einmal wird es doch wieder zur Beize hinausgehen.

„Diese wilden Kerle sind die besten", meint unterdessen der Falkner zu seinem Sohn. „Man muß auf sie aufpassen wie ein Schießhund, aber wenn sie richtig locke (zahm) geworden sind, sind sie die edelsten Jäger weit und breit!"

Mit Geduld und Verständnis läßt sich eben auch das wildeste Temperament besiegen, und die Draufgänger sind nicht die schlimmsten, wenn sie erst einmal vernünftig geworden sind.

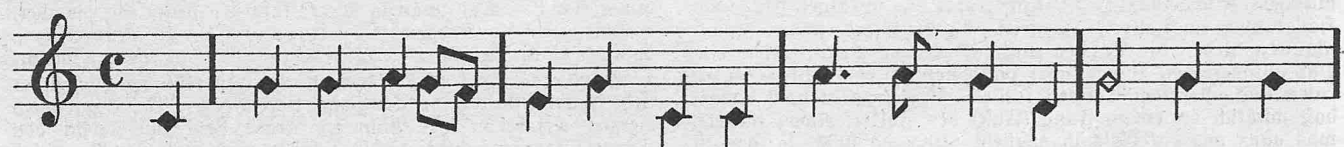
Aufnahmen: Dr. Croy



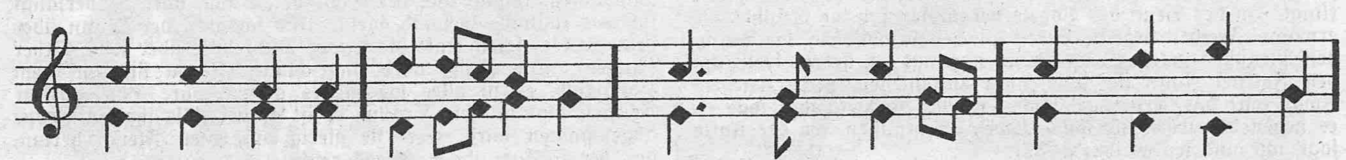
Der Jagdhabicht saß ruhig auf der Hand des Falkners. Ein Fasan flog auf; schon warf der Falkner den Vogel ab und die Jagd begann

Marschlied.

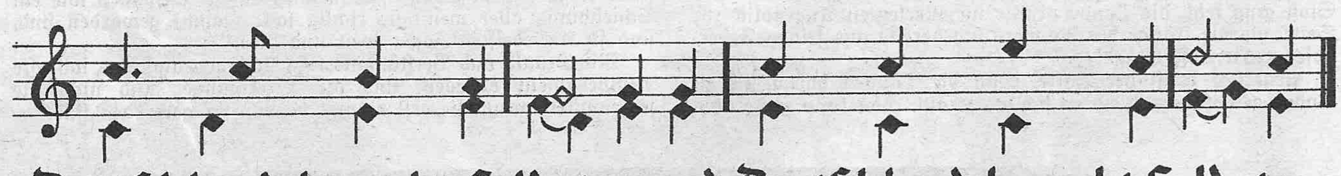
Worte: Gerhard Schumann. Weise: Wilhelm Reinhard



1. Die müden Tage sind vorbei, da wir um Gnade baten. Wir



knien vor keinem, wer es sei. Das Reich bricht an. Das Reich wird frei. Und



Deutschland braucht Soldaten, und Deutschland braucht Soldaten.

---

2. Aus allen Städten strömt es her
mit Hacken und mit Spaten.
Hell klirrt der Arbeit blanke Wehr.
In zähem Trotz wächst Land ins Meer.
Und Deutschland braucht Soldaten,
und Deutschland braucht Soldaten.

3. Die Nacht glüht von der Essen Brand.
Die Sonne reift die Saaten.
Ein Pulsschlag springt von Hand zu Hand.
Gott segne unser Mutterland.
Und Deutschland braucht Soldaten,
und Deutschland braucht Soldaten.

Ein kühner Ritt

Von Mathias Ludwig Schroeder

(Aus dem Buch „Peter, der Soldatenjunge“ von Mathias Ludwig Schroeder, Junge-Generation-Verlag, Berlin)

Als Peter auf den Exerzierplatz kam, wurde den störrischen Pferden das Laufen beigebracht. An einem langen Seil festgebunden, mußten sie immer im Kreise herumlaufen. Manchmal sprang einer der Soldaten im vollen Lauf auf den Rücken des Tieres. Dann aber ging der wilde Gaul vorne und hinten hoch, gebärdete sich wie toll und warf sich sogar auf die Knie, um den unbequemen Reiter abzuschütteln.

Junge, Junge, wie da Soldaten reiten können! Der hier hielt sich am Zügel fest, ruckte seinen Oberkörper nach hinten und gab ihm die Sporen. Hei! bäumte sich da das schäumende Pferd auf, raste vorwärts, bis ihm der angebundene Strick Halt gebot und nur zuließ, im Kreise herumzurennen. Es galoppierte wohl eine Viertelstunde immer rund herum, sprang hoch und bockte. Der Soldat auf seinem Rücken ließ nicht locker. Bald hatte er das Tier müde gemacht. Es gehorchte nun seinem Schenkeldruck und ging auch dorthin, wo er die Zügel hinlenkte. Nachher blieb es sogar beim Auf- und Absteigen ruhig stehen. — Peter hätte auch mal gerne auf so einem dickköpfigen Pferde geritten.

„Laß mich auch mal reiten, Kamerad“, bittet er einen Rekruten.

„Du willst reiten? — Du kannst doch nicht reiten. Du bist viel zu klein dafür — und außerdem darf ich das nicht.“

In der Nähe stehen einige Unteroffiziere. Sie haben die Unterhaltung mit angehört; nun ruft einer herüber:

„Setz ihn mal auf deinen Klepper, Wilhelm — was ist da schon dabei.“

Der Soldat will ihn unter den Armen fassen und hochheben, aber Peter sagt, er könne allein auf den Sattel. Und damit springt er auch schon hoch, faßt mit beiden Händen die Sattelspitze, macht Klimmzug, und mit angezogenen Knien auf dem Bauch des Pferdes nachstoßend, zieht er sich über dessen Rücken und wirft das rechte Bein über den Sattel. Nun greift er die Zügel und ruckt daran.

Während Peter kletterte, trat der Gaul bereits von einem Bein aufs andere, jetzt hebt er tänzelnd den Kopf und macht einige Schritte nach vorn.

Alle Soldaten sehen dem Spiel zu. Rufe werden laut. Man feuert den Jungen an. Der Gaul läßt seine Augen unruhig umherwandern, er weiß nicht, was das alles bedeuten soll.

Peter zieht die Zügel nach rechts. Das Pferd gehorcht und stampft durch den Eingang der Umzäunung in den Sand.

Siehste! Er kann reiten. Das Tier geht in ganz ruhigem Schritt. Wohl wackelt man hier oben ein bißchen im Sattel, aber das Gleichgewicht kann man bequem halten. Und dann muß man auch, wenn das Pferd geht, nach vorne hopsen. Das hat Peter schon oft bei den Reitern gesehen. — Er will das auch machen, es geht aber nicht. Oder ob man nur beim Trab so hopsen kann?

Er zupft am Zügel, damit das Pferd schneller laufen soll, aber es geht seinen langsamen Schritt ruhig weiter. Da schlägt Peter ihm die Absätze in die Seite. Nun hebt das Pferd die Vorderbeine höher und wird schneller.

Er auf dem Sattel hat Spaß und blickt stolz zu den Soldaten hinab, seit er auf dem Sattel sitzt, hat er ein Gefühl wie ein König. Hier oben kommt er sich richtig groß vor, die Soldaten scheinen ihm nun viel kleiner als er. Das müßte sein Vater sehen, oder der älteste Bruder Franz. Jetzt fehlt ihm nur noch eine Lanze oder ein Gewehr, dann kann er ins Feld ausrücken.

Er läßt die Zügel locker, hebt die Beine hoch und haut die Fersen so fest in die Seiten des Tieres, daß es böllert. Von dem plötzlichen Schmerz geht der Gaul hoch, auf die Hinterbeine, zugleich läuft ihm ein Zittern über den Hals, und fauchend bläst es aus seinen Nüstern. Peter hängt wie eine Fahne nach hinten, hält aber die Zügel fest und klemmt die Beine an. Das Pferd saust vorneüber und springt weitausholend über den Sand.

Hei! Es wirft die Beine vorne und hinten weg.

Das ist eine Jagd; Peter jauchzt und merkt noch nicht einmal, daß er hin- und herfliegt, daß er Mühe hat, im Sattel zu bleiben. Er sieht nur die vorüberhuschenden Soldaten, an denen er vorbeireitet, die flatternde Mähne des galoppierenden Pferdes, und mit leisem Bangen den querliegenden, zusehends größer werdenden Balkenzaun am Ende des Sandplatzes.

Es ist, als würde das Tier immer schneller, und Peter, weit nach vorne gebeugt, säße sicherer im Sattel. —

Noch zwanzig Meter sind sie von dem Ende der Umzäunung entfernt — noch zehn — fünf Meter. —

Unwillkürlich wirft sich Peter nach hinten, als wollte er damit das Pferd hochreißen — da schießt der Gaul, die Vorderbeine weit ausgestreckt, wie ein Geschoß durch die Luft — über den Balkenzaun.

Kaum berühren seine Hufe wieder den Boden, geht er von neuem hoch und jagt, in gewaltigen Sprüngen zwischen Kasernenmauer und Stallwand vorbei, auf den großen Übungshof.

In wahnsinnigem Tempo fegen sie um die Ecke. Die Funken sprühen unter den Hufen. Plötzlich reitet vor ihnen ein Jägerbataillon quer vorüber! — Das Pferd steht mit einem Ruck und bäumt sich kerzengerade auf, daß es fast aussieht, als falle es hintenüber. —

Peter fliegt ein Stück hoch aus dem Sattel, hat aber noch immer die Zügel in den Händen und baumelt daran, wie an einem Glockenseil — fällt wieder runter, neben den Sattel, läßt blitzschnell die Zügelleine los und kann mit beiden Händen die Sattelspitze fassen. —

Das Pferd setzt schon wieder mit Riesensprüngen durch die erschreckt auseinanderstiebenden Reiter. Peter baumelt an seiner Seite. —

Nur nicht locker lassen, sagt er sich, beißt auf die Zähne und versucht sich hochzubringen.

Der Gaul mit seinen langen Sprüngen wirft ihn wie eine schwere Welle auf und ab und der Luftdruck wirft ihn nach hinten.

Unglücklicherweise hängt Peter an der rechten Seite. Hinge er links, könnte er mit der rechten Hand nachfassen, in der hat er nämlich mehr Kraft.

Drüben stehen die hohen Offiziere, bestürzt über die plötzlich in Unordnung geratene Soldatenreihe. Da sehen sie auch schon das wildgewordene Pferd klappernd angesaust kommen. An seiner Seite turnend ein Teufelsreiter, ein Akrobat.

Peter indessen sieht nur den dampfenden Leib des galoppierenden Tieres und den glatten Ledersattel, auf den er nicht mehr hinauf kann. Über ihm ist der bewölkte Himmel, allerdings dringt hier und da etwas Blau vor. —

Rauf muß ich! Egal wie! Von meiner Klasse bin ich der zweitbeste Seil- und Stangenkletterer. Warum soll ich denn nicht hier auf den Sattel kommen! Das wüßte ich mal gerne! Gewiß, an der Turnstange oder am Seil kann man sich mit den Beinen nachhelfen, wenn man aber so am Sattel eines wildgewordenen Pferdes hängt, kann man das nicht.

Mit allen seinen Kräften zieht er sich jetzt hoch. Es geht langsam. Er zittert dabei, auch werden seine Halsadern dicker. Zugleich hämmert er mit den Knien wie toll auf den glatten Bauch des Pferdes — und siehe, es gelingt ihm wirklich, auf den Rücken des Pferdes zu kommen. Beide Hände nun an der Sattelspitze, mit beiden Beinen hinter dem Sattel kniend, hält er sich so einen Augenblick ruhig, um Kraft und Luft zu sammeln.

Das Pferd sprengt eben in die Mitte des großen Hofes — o Schreck! Peter sieht die hohen Offiziere vor sich. Er jagt an ihnen vorbei. Da stemmt er sich mit den Knien ab, zieht sich mit den Armen an, daß er genau in den Sattel fällt. Mit der rechten Hand hält er sich noch an der Sattelspitze, mit der Linken zieht er die an der Kopfseite des Pferdes heruntergefallene Zügelleine hoch, läßt sie durch die Finger gleiten und zieht mit beiden Händen daran.

Jetzt kann kommen, was will. Er hat die Feuerprobe bestanden. Er weiß jetzt, wie er sich halten muß. Stramm sitzt er nun, und grüßt militärisch, während er im scharfen Galopp an dem Obersten vorübersprengt, der mit mehreren Offiziersanwärtern auf dem Kasernenhof hält.

Hinten, am Ende des großen Platzes, lenkt er, straff die Zügel haltend, um die Ecke, auf den Sandhof und zieht vor den pferdeputzenden Rekruten die Zügel.

Der Soldat, dem Peters Pferd gehört, ist froh, daß er sein Tier wiederhat.

Das war ja noch 'mal gut gegangen! — Gewiß schimpft der Major jetzt mit dem Unteroffizier, weil er mich hat reiten lassen! Mir soll es egal sein!

Er grinst vor sich hin — das war doch wenigstens ein Ritt!

Der Zauberer vom Rio Xingu

Von Clemens Laar

In der Faktorei Hilgers, Naman & Danielo in Manaos wartet alles auf die „Wuppertal". Vor drei Tagen bereits hat sie Macapa in der Amazonas-Mündung passiert, aber wie lange es dann noch dauert, bis sie in Manaos eintrifft, das kann niemand abschätzen. Niemals zuvor ist die Schiffahrt auf dem Amazonas so schwer und unsicher gewesen wie in diesem Jahr 1926. Ganze Inseln mit himmelhohen Bäumen, mit Dschungeln und Steppengras, mit allem, was an Tod und Leben auf ihnen existiert, hat er losgerissen. Flächen, so groß wie europäische Bauerngüter, trägt er der Mündung zu.

Die „Wuppertal" wollte sich gerade mit halber Fahrt die enge Fahrrinne entlang durch das Inselgewölk an der Mündung des Jary schlängeln und die letzten Stunden des Tageslichtes so weit wie möglich ausnutzen, da war plötzlich in einer Biegung Land vor dem Bug des Schiffes, wo eigentlich die Fahrrinne hätte weitergehen sollen. — Eine Treibinsel.

Mit den violetten Schleiern der Dämmerung, die unheimlich schnell tiefblau und dann schwarz werden, fallen nun die Anker der „Wuppertal", an der Reling steht der junge Doktor Böhlau.

So sieht das also aus? Tropennacht auf dem Amazonas.

Es ist feucht und kalt wie in einer Novembernacht an einem Hamburger Fleet. Stickig ziehende Nebel, Wolken aus aufsteigenden Mücken verschlingen jedes Gefühl von Weite und Unendlichkeit. Man glaubt, in einer Höhle, gefüllt mit giftigen Dämpfen, gefangen zu sein.

Er schrickt zusammen. Das Herz beginnt einen wahnsinnigen Trommelwirbel. Das dort ganz zur Linken, das ist ein sich bewegender Lichtschein, ein unwirkliches, aus unirdischen Welten stammendes Glänzen. Immer näher und näher kommt das Licht. Aus einem Punkt wird ein roter, feuriger Ball, der sich unbegreiflich und geisterhaft heranschiebt.

Böhlau will aufschreien, als die rote Feuerkugel schon ganz dicht unter der Bordkante glüht. Der Krampf löst sich und der kleine Doktor Böhlau bricht in ein unbändiges Gelächter aus.

Eines der landesüblichen stumpfnasigen Kanus taucht aus dem rötlich durchzitterten Nebelgebräu auf. Im Bug sitzt ein Mulatte, der eine Wollweste trägt und mit feierlicher Gebärde eine indianische Pfanne an den beiden weitgeschweiften Henkeln über den Kopf streckt. In der Pfanne brennt das unirdische Licht, das sich jetzt bei genauem Hinsehen als ein Holzkohlenfeuer herausstellt. Am Heck des Bootes sitzt ein Mann im spanischen Mantel und einem überlebensgroßen Spitzhut aus Maisstroh.

„Que esta?" — (Wer ist da?) ruft Böhlau hinunter. Statt einer Antwort grinsen die beiden zu ihm herauf und Böhlau sieht, daß der zweite ein Caboclo ist, ein Mischling mit stark negerischem Einschlag.

Ohne sich weiter um den Doktor zu kümmern, machen die beiden an der Ankerkette fest und entern wie abenteuerlich maskierte, überaus gelehrige Zirkusaffen hinauf.

Böhlau gestikuliert: „Capitano ... Capitano ..."

Die beiden folgen ihm zögernd, und der Mischling gurgelt immer wieder fragend ein Wort, das wie „remedio" klingt. „Natürlich", sagt Böhlau. „Du hast ganz recht. Ich bin der Doktor."

Kapitän Hillmers greift nach dem schmutzigen Briefumschlag, den der Mischling ihm hinhält, reißt das Kuvert auf und überfliegt den Brief. Er sieht sehr ernst aus, als er ihn Böhlau herüberreicht.

„Eine schlimme, eine sehr schlimme Sache. Sehen Sie selbst, es geht ja eigentlich Sie an."

Verwundert nimmt Böhlau den Brief entgegen, liest:

„Seit beinahe drei Monaten ist hier auf der Maniok-Pflanzung der Tod eingekehrt. Ich habe vergeblich versucht, ihn mit allen bekannten Mitteln zu bekämpfen. Schon über ein Drittel aller Menschen, die hier dem Urwald ihr karges Leben abzuringen trachten, sind gestorben. Im Namen der ewigen himmlischen Allmacht bitte ich um Hilfe für die armen verdammten Menschen von der Siedlung Xingu Picada. Es ist überaus notwendig, daß mit der größten Beschleunigung ein Arzt hierher kommt. Sogar Stunden, die erspart werden können, sind wichtig. Ich selbst habe bereits den ersten Fieberanfall erlitten. Es kommt kurz darauf ein zweiter und ein dritter, und erst der letzte ist so schwer, daß er zum Tode führt. Ich will die Krankheit schildern, wie ich sie am eigenen Körper erlebte. Nach plötzlichem Frostgefühl setzt eine ständig zunehmende Schwachheit ein, die sehr schnell zu starken Schwindelanfällen führt. Das Tageslicht verschwimmt zu trübem Grau, man hat das Gefühl, zu sinken, während von allen Seiten Felsen und Bäume herabstürzen. Dann verliert der Kranke für eine Frist von 4 bis 5 Stunden völlig das Augenlicht und versinkt dann in tiefe Bewußtlosigkeit. Die Temperatur steigt bis zu 42 Grad. In diesem Zustand, der mit Fieberphantasien verbunden ist, verbleibt der Kranke ungefähr ein bis zwei Tage, nach welcher Frist die Krankheit völlig gewichen zu sein scheint. Auch der Schwächezustand, der ganz natürlich ist, weicht seltsamerweise ungewöhnlich rasch.

Nach nicht immer regelmäßiger Zeit, die zwischen vier Tagen, aber in manchen Fällen auch bis zu zwei Wochen schwankt, beginnt der zweite Abschnitt der Krankheit. Er verläuft genau wie der erste, nur mit der neuen Erscheinung, daß sich bösartige Geschwüre auf der Haut des Kranken zeigen. Das Fleisch platzt zuweilen bis an die Knochen und der Eiterherd frißt sich sehr schnell weiter. Vielleicht ist es noch wichtig zu erwähnen, daß diese schrecklichen Zeichen der Krankheit vorwiegend an den Beinen und den Armen auftreten.

Ich hoffe, daß diese Angaben von Wert sind. Noch mehr hoffe ich aber, und darum bete ich stündlich, daß sie eine Stelle erreichen, die für die unglückseligen Menschen hier Hilfe bedeutet.

Ich zeichne Karl Utrecht, Lehrer in Xingu Picada."

„Was sagen Sie zu dem Brief?" fragt der Kapitän.

Böhlau sieht ihn groß an. „Man muß selbstverständlich helfen. Die Frage ist nur, welcher Weg der schnellste ist. Wenn ich selbst ..."

„Wissen Sie denn, um was es sich handelt?"

„Sicher bin ich natürlich nicht, die Krankheitsmerkmale sind sehr verschleiert und ..."

Hillmers sieht seinen kleinen Doktor mit Augen an, in denen mehr liegt als Erstaunen.

„So war die Frage nicht gedacht. Ich meine, wissen Sie, was Ihnen bevorsteht? Wissen Sie, was das heißt, in einem offenen Kanu einen Urwaldfluß hinaufzupaddeln? Haben Sie sich überlegt, daß der Tod Ihnen nicht erst in Xingu Picada begegnen wird? Ueberall lauert er, tausendfach begegnet er einem auf solch einer Fahrt. Und Sie sind das erstemal hier in dieser Hölle."

Der Doktor Böhlau, der so blutjung ist und der jetzt beweist, was für ein großartiger, prachtvoller Kerl er in Wahrheit ist, sieht mit ehrlich unschuldiger Verblüffung auf. „Aber es ist doch völlig gleichgültig, Kapitän Hillmers. Ich müßte ja eine schöne Auffassung von meinem Beruf haben, wenn ich ... Na also, das ist doch klar, daß darüber gar nicht zu reden ist. Die Hauptsache, ich komme hin."

„Hin kommen Sie schon. Auf meiner vorletzten Reise habe ich von der Siedlung gehört. Eine Regierungssiedlung, daher ist wohl auch der Lehrer dort. Das Ganze liegt sieben oder acht Tagereisen den Rio Xingu aufwärts in irgendeiner Flußgabel. Ich werde veranlassen, daß eine Regierungsbarkasse nach Rio Xingu geht; die wird Sie dann auch zurückbringen."

So ganz leichthin redet der Kapitän Hillmers vom Zurückbringen, aber im Grunde glaubt er nicht daran. Ein unerhört tapferer Kerl, dieser kleine Doktor, aber solch ein gebrechliches Kerlchen gehörte nicht einmal auf ein Schiff, geschweige denn in den Urwald. Aber zurückhalten darf man ihn auch nicht. Es geht hier wirklich um eine höhere Pflicht. Ihrem Anruf hat der kleine Doktor Böhlau zu gehorchen und ebenso der Kapitän Hillmers vom Dampfer „Wuppertal".

„Also in Gottes Namen, Doktor."

Als sie in der Schiffsapotheke die Zinnkisten füllen, sieht Hillmers verwundert, wie der Doktor Böhlau das Mikroskop, sein Privateigentum, einpackt. Aber er fragt nicht, der Doktor wird schon wissen, warum er es mitnimmt.

So fährt der Doktor Böhlau seinem Kampf entgegen.

In einer Dämmerungsstunde ist es, als nach einer Flußbiegung in der Ferne das zackig eingeschnittene Loch im Wall des Urwaldes erscheint, das die Siedlung Xingu Picada ist. Es ist fast dunkel, als das Kanu an einem weit hinausgebauten Steg festmacht. Ein Mann steht auf dem Steg. Sein Gesicht ist in der schnell sinkenden Dunkelheit nicht zu erkennen. Er hält eine feindselig knurrende, große dänische Dogge am Halsband, aber es ist offenbar, daß er sich mehr auf sie stützt, denn sie festhält. Steif und ein wenig taumelnd geht ihm Böhlau entgegen, und da hört er die Stimme des Fremden, erst spanisch, dann in klarem, unverfälschtem Deutsch:

„Sind Sie der Arzt?"

„Ja", sagt Böhlau, und es klingt ungewollt ein wenig feierlich: „Ich bin der Arzt."

Am andern Morgen stehen sie vor der Wohnhütte. Böhlau sieht den jungen Lehrer an, der die Mitte der Zwanzig noch nicht weit überschritten haben mag.

Er ist so ganz anders, als Böhlau sich ihn vorgestellt hat. Er trägt hohe Lederstiefel — „Leider wimmelt es von Schlangen hier", hatte ihm der Lehrer erklärt —, grobe Drillichhosen wie ein pommerscher Landarbeiter; und den Armen, die aus den aufgekrempelten Hemdärmeln hervorschauen, sieht man es an, daß sie gewohnt sind, rücksichtslos zuzugreifen. Er trägt auch keine Brille und hat das Gesicht eines Jägers.

Er erzählt von der Krankheit, faßt plötzlich krampfig in das Nackenfell der Dogge, die ihm nicht von der Seite weicht: „Jetzt habe ich einfach versagt. Es reicht nicht. Der Tod herrscht über uns. Und Sie glauben, daß Sie helfen können? Sie glauben wirklich . . ."

Böhlau bückt sich schnell und reißt einen fingerbreiten Grashalm vom Wegrand ab, zeigt ihn dem Lehrer. Auf der zungenförmigen Spitze wiegt sich ein fast kreisrundes, graues Insekt mit gelben Zackenlinien über den runden Rückenpanzer. Es ist nicht viel größer als der Knopf einer Stecknadel, aber auf dem grünen Untergrund ist es klar erkennbar. „Das Weibchen der Graszecke und — der Tod von Xingu Picada. Das Tier überträgt das Rückfallfieber, das man auch Typhus nennen könnte."

Ganz sicher ist der kleine Doktor Böhlau seiner Sache. Auf Xingu Picada wütet nichts anderes als eine besonders schwere Form des Rückfallfiebers, und diesem Tod kann man an den Leib, mit einer Salvarsaneinspritzung.

Alle Symptome sind einwandfrei klar. Es stimmt haarscharf bis . . . bis auf die seltsame Geschwürbildung. Sie kommt nicht vor bei Rückfallfieber.

Handelt es sich also doch um eine neue Krankheit?

Er hat gelernt, daß die Erreger des Typhus wie Schnee unter der Sonne vergehen, wenn man dem Kranken eine geringe Menge Salvarsan einspritzt.

Wie aber nun, wenn es sich gar nicht um Typhus handelt? Diese Geschwüre gibt es nicht bei Typhus.

Und wenn er dann eine Salvarsaneinspritzung gibt, dann wird vielleicht der noch unbekannte Krankheitserreger dadurch die zwei- oder dreifache Kraft erhalten — — —

Das ist das Ende!

Dann bist du ein Mörder! schreit eine Stimme auf in dem jungen Arzt — — —

Oder sind es zwei verschiedene Krankheiten? Haben die Geschwüre vielleicht gar nichts mit dem Rückfallfieber, dem Typhus zu tun?

Wie kann man das feststellen?

— — — — — — — — — — —

Der unerbittliche Würger fordert Tag um Tag seine Opfer — und verzweifelt kämpft der junge Arzt mit sich selbst einen Kampf. — — —

Für die Siedler ist er der Wundermann, sie nennen ihn — den großen Zauberer. —

Und er kann sie nicht befreien von dem furchtbaren Würger.

Da hilft ihm der Zufall oder das Schicksal, wie man es eben nennen oder ansehen will. Einem armen Indianerweib muß er die Augen zudrücken. Nun steht ein kleines, vielleicht siebenjähriges Mädchen neben dem Strohlager der Toten, und in deren großen dunklen Augen liegt ein so unfaßbarer, tränenloser Schmerz, eine solche quälende Erloschenheit, daß Böhlau wortlos die Hand des Kindes nimmt. Still und ergeben folgt sie ihm zum Lehrer. Aus Konservenmilch und ein paar verrührten Eiern bereitet er der Kleinen eine Suppe, aber als er sie ihr einflößen will, da sieht er entsetzt an ihrem Handgelenk eine vielleicht zentimeterlange Schramme, um die herum sich bereits das verdächtige Geschwür bildet. Seltsam, vorhin in der Hütte hat er sie noch nicht gesehen, das weiß er sicher, und das ist erst zwei Stunden her. Als abends die Geschwulst schon zu einem zwei Finger hohen Buckel geworden ist, läßt er den Lehrer rufen.

Es ist eine Rücksichtslosigkeit, er weiß es. Der Lehrer hat gerade erst seinen zweiten Anfall mit Mühe überstanden — und braucht jede Minute ruhigen Schlafes.

Aber ein unbegreiflicher Drang bestimmt Böhlau gegen sein Gewissen, den Lehrer aufzuwecken.

„Fragen Sie doch einmal das Kind, ob es schon das Fieber gehabt hat."

Eine kurze Frage, dann die Antwort: „Nein, das Kind ist gottlob von der Krankheit noch nicht gepackt gewesen."

„Danke."

Die ganze Nacht über sitzt Böhlau am Bett des Mädchens, horcht immer wieder die Herztöne ab, fühlt den Puls, und läßt keinen Blick von ihm. Die Dämmerung kommt, in Strahlenbündeln fällt das Licht in den Raum, und jetzt weiß Böhlau voll unerklärlicher Kraft und Sicherheit, daß er doch noch siegen wird. Das Kind ist fieberfrei, und sicher ist auch, daß keines mehr kommen wird. Jedenfalls nicht aus dem Ansteckungsherd, aus dem Geschwür am Arm.

Das Fieber und die Geschwüre gehören nicht zusammen; es sind zwei verschiedene Krankheiten.

Dann aber ist das Fieber nichts anderes als Wechselfieber — und dagegen hat er ja ein Mittel — Salvarsan!

Oder ist das doch nur eine Theorie. Darf er mit Salvarsan vorgehen gegen die Krankheit, die er doch nicht genauer kennt?

Da hört er von nebenan ein mühsam unterdrücktes, gurgelndes Stöhnen. Der Lehrer ist das, der einen heroischen, einsamen Kampf mit dem Fieber kämpft. Einen Kampf, von dem er genau weiß, daß er aussichtslos ist.

In dieser Sekunde fällt im Herzen des kleinen Doktor Böhlau die Entscheidung. Hier hat jetzt der Arzt zu handeln!

Er sieht unendlich blaß aus, als er mit dem Daumenballen die Nadel seiner Spritze prüft und dann langsam die Salvarsan-Lösung hineinlaufen läßt.

Ohne Zögern, mit den ruhigen Schritten eines Mannes, der seinen Weg gewählt hat, geht er hinüber zu dem fieberkranken Lehrer.

Er hat sich in dem Mann nicht getäuscht. So eingehend wie möglich schildert Böhlau ihm die Sachlage. Vielleicht versteht der Lehrer nicht die Einzelheiten, aber eines begreift er auch in seinem Fieber, daß er sich zu einem Versuch hergeben soll, bei dem es auf Leben und Tod geht.

So selbstverständlich, wie er auf Geheiß von Böhlau den linken Arm tief herunterhängen läßt, damit die Adern besser zum Vorschein kommen, so selbstverständlich ist es ihm, daß gerade er es ist, der sich vielleicht aufopfern soll. Er ist ja der einzige, der dies aus freiem Willensentschluß tun kann.

Böhlau umklammert den linken Arm des Lehrers, setzt die Spritze an; aber noch einmal hält er inne: „Ueberlegen Sie es gut. Mit dem Fieber werden Sie vielleicht fertig. Sie haben Aussichten. Aber wenn ich mich getäuscht habe . . ., wenn dann der Inhalt dieser Spritze in ihrem Blute steckt — dann . . ."

Der Lehrer lächelt nur, und in seinen Augen liegt alles, was er zu sagen hätte. Tief schiebt Böhlau den vorderen Teil der Spritze ein.

Als ein wenig Blut in der Nadel aufsteigt, drückt er langsam den Daumen nieder. Die Spritze entleert sich. Es ist geschehen; der Kranke blickt stumm gegen die Wand, dann verliert er das Bewußtsein.

Böhlau setzt sich neben ihn. Er wundert sich selbst über die gefrorene Ruhe, mit der er Temperatur und Puls des Kranken kontrolliert. Alles geschieht mechanisch. Aus seiner ärztlichen Erfahrung heraus. Sein Denken ist kreißender Strom, der unsagbare Aengste an die Oberfläche wirft, Schreckbilder, Anschuldigungen. Manchmal möchte er aufschreien vor Qual, aber ob es der Wille ist oder nur die Lähmung überreizter Nerven, er bleibt stumm, und dann — genau neunzig Minuten nach der Einspritzung — geschieht das Wunder.

Die rasselnden Atemstöße des Lehrers werden schwächer, aber gleichmäßiger. Das Herz stellt seinen wilden Tanz ein und beruhigt sich. Die Schweißausbrüche bleiben fort und die krankhafte, flammende Röte, die mit fahlgelber Bleichheit wechselte, weicht einer gesunden Farbe. Die Schwellung der Lippen geht zurück und als Böhlau vorsichtig ein Augenlid hebt, sieht er, daß auch die rötliche Verschleierung des Augapfels verschwunden ist.

Er hat das Gefühl, als ob er weinen müßte.

Der junge Lehrer wird leben; die Menschen in der Siedlung wird er dem grauenhaften Dämon des Fiebers entreißen . . . . .

Er hat gesiegt!



Unterrichtsstunde. Der Panzerrekrut muß Verständnis für technische Dinge haben, denn er muß ja nicht nur alle Teile seines Kampfwagens kennen, sondern er soll auch genau wissen, wie sämtliche Teile ineinandergreifen, welche Aufgabe jedes kleine Teilchen hat. Leicht ist das für jeden, der an technischen Dingen seine Freude hat

Aufnahmen: Dr. Weskamp (10)

Rekrut im Panzerregiment

Bei den deutschen Manövern im Jahre 1927 wackelten noch Kampfwagen aus Latten und Pappe über das Manövergelände. Im Schanddiktat von Versailles war Deutschland die Verwendung von Panzerkampfwagen verboten worden. Die große Tat des Führers hat uns von dieser erniedrigenden Bestimmung befreit. Wir haben jetzt wieder eine starke Wehrmacht, die den Frieden sichert, und wir haben nun auch eine vortreffliche Kraftfahrkampftruppe — so heißen in der militärischen Sprache die Soldaten in den Panzerregimentern, die unsere Panzerkampfwagen bedienen.



Die Fahrschule der Panzerrekruten auf einer Übungsfahrt. Solch eine Fahrt, einen steilen Abhang hinunter, macht natürlich Freude



Da ist der Abhang schon genommen. Hinein geht's ins Wasser. Solch ein Wasserloch ist für einen Kampfwagen kein Hindernis



Zunächst werden die Rekruten an einem Wagengestell unterrichtet, das aus einem offenen Untergestell mit Raupenketten besteht











Der Rekrut links ist ein Bergmann aus Westfalen. Sein Vater, ebenfalls Bergmann, war Unteroffizier und erwarb durch besondere Tapferkeit das EK. I. Klasse. Der Großvater war Bauer. Unser Rekrut will aktiv bei der Panzerwaffe bleiben. — Der Rekrut rechts hat das Gymnasium besucht. Seine Leidenschaft ist der Motorsport. Er hofft, einmal Offizier bei einem Panzerregiment zu werden

Der Rekrut links stammt aus Neuß und ist von Beruf Opernsänger. Trotz seiner Jugend hat er schon ein Lebensschicksal hinter sich. Zuerst war er Stahlgraveur, entdeckte dann seine Begabung für den Gesang und wurde Opernsänger. Sein Vater ist Werkmeister und war während des Weltkrieges Beobachtungsflieger. — Der Rekrut rechts, ein Freiwilliger, ist ein Apothekersohn

Die Tankschlacht von Cambrai

Das war in Flandern am 20. November 1917. Nicht weit von der Stadt Cambrai hielt das Schleswiger Infanterieregiment 84 die vordersten Gräben besetzt. Trübe Morgendämmerung lag über dem Gelände; kalter Nebel kroch feucht und dunstig über den Boden, senkte sich in die Gräben und Granattrichter.

Da heult es heran: Granaten auf Granaten! Schwerstes englisches Trommelfeuer liegt auf den Gräben der Vierundachtziger. Die Männer im grauen Stahlhelm suchen vergeblich den Dunst und Qualm zu durchdringen — sie halten den Atem an, hören schärfer hin. — Was ist das, dieses merkwürdige Geräusch von drüben? Fast hört es sich an, als ob eine ungeheure Zahl von Kraftwagen über das zerwühlte Trichterfeld herangefahren käme.

Drohender, lauter wird das Motorengebrüll, und hinein mischt sich ein rasselnder Klang wie von schleifenden Ketten. — Verflucht, was



Freizeit! Ein Spielchen im Bibliotheksraum der Kaserne



Ein Bild aus der großen Tankschlacht bei Cambrai. Ein Tank explodiert

Aufnahme: Scherl (1)



Die Panzerrekruten werden natürlich auch als Infanteristen ausgebildet. Hier ist Gewehrappell

kann das sein?! Die Feldgrauen werden unruhig — wenn man nur etwas sehen könnte! Ihre Augen suchen den Zugführer. Doch der rührt sich nicht. Starr steht er im Graben, den Blick nach vorn gerichtet. Seine Sinne sind überwach — da vorn geschieht etwas. Irgend etwas ungeheuer Bedrohendes rückt näher und näher.

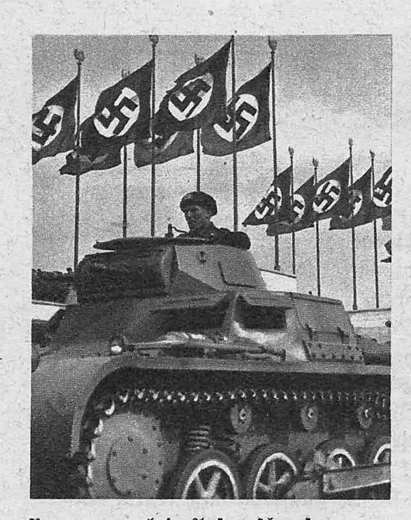
Er wirft einen raschen Blick auf die Uhr: Sieben Uhr zehn Minuten! Das Feuer der feindlichen Batterien steigert sich. Schwere Brisanzgeschosse hageln auf die deutsche Stellung nieder, fressen die Grabenränder, dröhnen auf die Betondecken, daß die klaftertief angelegten Unterstände beben. Über den Rändern der deutschen Gräben hängt der gewaltige Feuervorhang eines zum wahnsinnigen Tempo gesteigerten Trommelfeuers.

Still wird es, unheimlich still, ein paar Sekunden nur! Der Nebel weicht, der Feuervorhang zerreißt —. Über das Trichterfeld kriechen gewaltige graue Ungeheuer gleich riesigen Fabelwesen aus der Urzeit der Erde. Voll Entsetzen sehen die Männer im Graben, wie die Kolosse alles zermalmen, was ihnen in den Weg kommt. Stacheldrahthindernisse werden einfach in die Erde gewalzt; vor den deutschen Stellungen liegen schwere Betonklötze. Wie Sandhaufen werden sie zu Staub zermalmt. Über Gräben und noch so große Granattrichter kriechen die Ungeheuer unaufhaltsam vorwärts. Kleine Schießscharten haben sie nur, aus denen Maschinengewehre Tod und Verderben bringen.

Die Deutschen sind überrumpelt. Mit 378 Tanks und 98 Nachschubtanks überrennen die Engländer in einer Breite von zwölf Kilometern die deutsche Front. Hinter den Tanks aber preschen englische Kavalleriedivisionen zum Angriff vor. Ihnen folgt Infanterie mit gefälltem Bajonett.

Vergeblich hämmern die deutschen Maschinengewehre gegen die Panzer. Nur der Artillerie gelingt es, einige der Ungeheuer zur Strecke zu bringen. Die Männer im Graben haben sich schnell von ihrem ersten Schrecken erholt. Sie fassen mehrere Handgranaten zusammen und werfen sie gegen die Kettenräder, um sie zu sprengen. Andere wieder springen von hinten auf die Ungetüme, werfen Handgranaten durch die Lukendeckel oder zwängen den Revolver in den Sehschlitz und kämpfen die Tankmannschaften nieder.

Am Dorf Flesquieres kommt der Tankangriff zum Stehen. Dort hat Major Krebs, der Kommandeur des 27. Reserve-Infanterieregimentes, alles zusammengerafft, was er an Mannschaften eben kriegen kann: Infanteristen, Kavalleristen, Pioniere, Minenwerfer. Etwa sechshundert Mann sind es, die das Dorf verteidigen. Ihr heldenmütiger Einsatz schafft es. Tankfallen werden angelegt; das sind verdeckte Gräben, die quer über die Straße gezogen werden. Die Tanks stürzen hinein. Dann prasseln aus den Kellerlöchern der zerschossenen Häuser deutsche Maschinengewehrgarben auf alle noch so kleinen Öffnungen des Tanks, richten sich weiter gegen die nach-

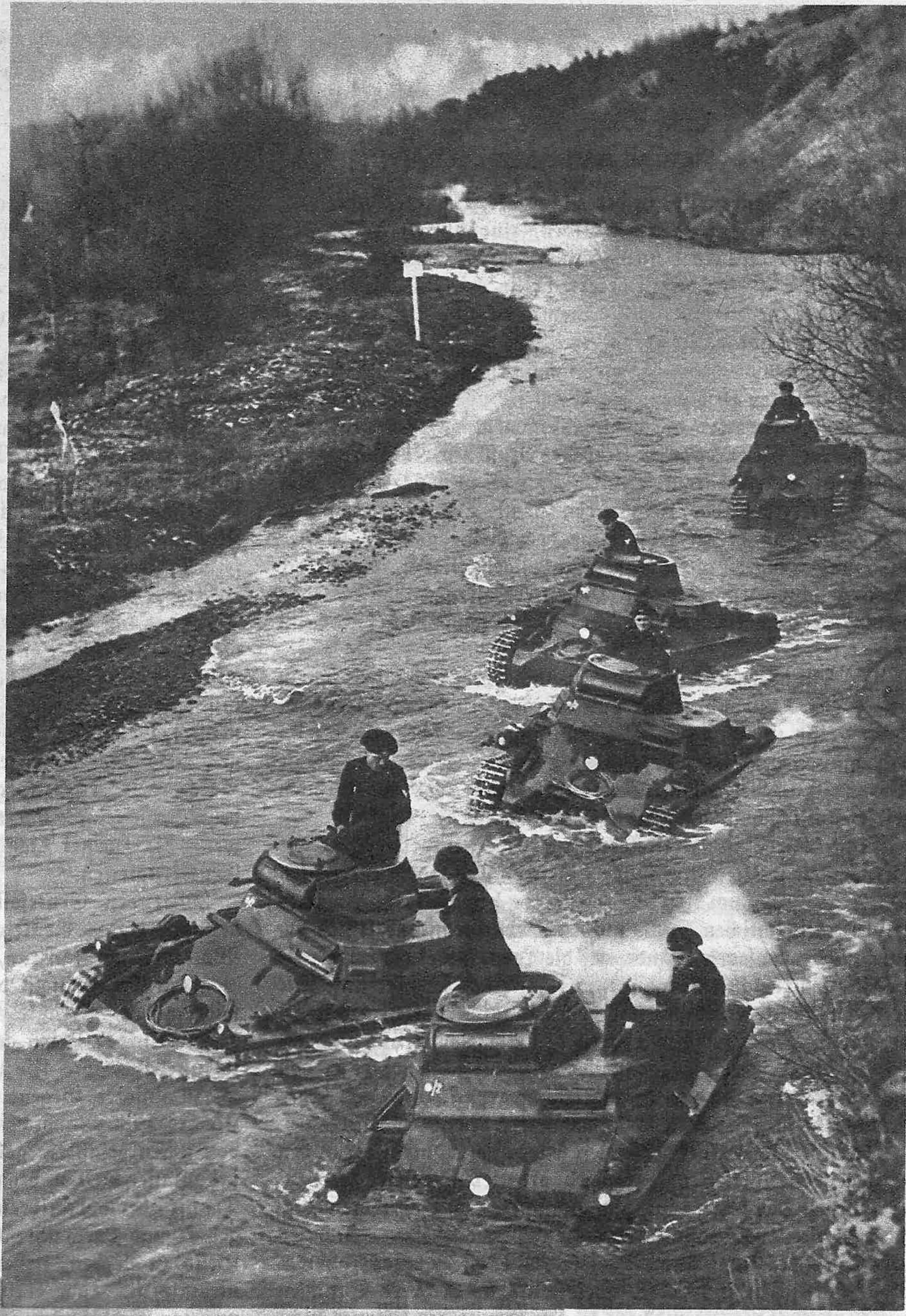


Panzerwagen beim Aufmarsch auf dem „Reichsparteitag der Ehre"

folgenden englischen Sturmkolonnen und mähen sie nieder. Der verbissene Widerstand dieser sechshundert Mann hält den englischen Vorstoß auf. Die Deutschen gewinnen Zeit und können einen Gegenstoß vorbereiten. Er gelingt: Die Engländer werden in ihre Gräben zurückgeworfen und müssen 49 Tanks, zum Teil zerschossene, auf dem Schlachtfeld zurücklassen.

Wie heldenmütig der deutsche Abwehrkampf geführt wurde, das haben selbst die Engländer bewundert. In dem englischen Heeresbericht von dem Tage wird nämlich folgendes erklärt: „Viele von den Treffern auf unsere Tanks vor Flesquieres wurden von einem deutschen Artillerieoffizier erzielt, der als letzter Überlebender seiner Batterie selbst ein Feldgeschütz bediente, bis er an ihm fiel. Die große Tapferkeit dieses Offiziers rief die Bewunderung aller Soldaten hervor."

Der deutsche Held, der in diesem englischen Heeresbericht besonders erwähnt wird, war der deutsche Unteroffizier Krüger von der 8. Batterie des Feldartillerieregiments 108.



Panzerwagen auf Übungsfahrt in Thüringen. Ein nicht zu tiefer Fluß macht ihnen keine Schwierigkeiten

Aufnahmen: Hoffmann (3)



Panzerspähwagen.

Das linke Bild zeigt einen Panzerspähwagen. Ähnliche Wagen werden bei den meisten Heeren verwendet. Ihre Aufgabe ist es, den Feind zu beobachten und auf dem schnellsten Wege die Meldungen zu erstatten. Sie sind daher mit einer kleinen Funkstation ausgerüstet und können Funksprüche aufgeben und empfangen. Meist haben sie eine Stundengeschwindigkeit von 70 bis 100 Kilometer. Sie sind so gebaut, daß sie Unebenheiten im Gelände leicht überwinden können. Zum Schutz gegen Überfälle sind sie mit Maschinengewehren und leichten Geschützen ausgerüstet

Die drei goldenen Hörner

Eine Sage vom Mägdeborn bei Dreifelden
Erzählt von Hans Ibing

Auf dem Westerwald, in der Nähe des Dorfes Dreifelden, gab es vor Zeiten einen Born, eine silberhelle Quelle, deren Wasser aus einer unergründlichen Tiefe zum Tageslicht emporquoll. – In den Dörfern gehen seltsame Geschichten um von der Quelle; verwunschen war sie, so erzählen sich die Burschen und Mädchen abends in der Spinnstube.

Wenn ringsum in den Dörfern und den kleinen Städten die Glocken läuteten oder wenn ein Gewitter über die Gegend hinzog, dann hörte man durch die Glockenklänge oder durch das Rollen des Donners eine liebliche Musik. Drei Hörner ertönten in wunderbarem Dreiklang, und wer sie hörte, dem hüpfte vor Freude das Herz in der Brust. Die Musik kam aus dem Born, an dessen Oberfläche drei kleine goldene Hörner auftauchten und ihre schönen Windungen zeigten. Wenn die Glocken schwiegen oder die Gewitterwolken davon gezogen waren, verstummten die Hörner und verschwanden wieder in der Tiefe.

Die Wundermusik der Hörner und ihre Schönheit übten eine große Anziehungskraft aus und weckten die Begierde, in ihren Besitz zu gelangen. Alle Anstrengungen aber, ihrer habhaft zu werden, blieben erfolglos. Erbarmungslos zogen sie die Vorwitzigen, die, allen Warnungen zum Trotz, nach ihnen griffen, mit sich in die grausige Tiefe.

Einst wurde in Dreifelden eine Hochzeit gefeiert. Diese Gelegenheit wollten drei junge Burschen aus einem entfernten Dorfe benutzen, um sich der Hörner zu bemächtigen. In aller Heimlichkeit schlichen sie sich an den Born heran und legten sich am schilfbewachsenen Rande auf die Lauer. Sobald im Dorfe die Glocken zu läuten begannen, rauschte das Wasser auf. Die drei Hörner stiegen empor und hoben in zauberhaften Tönen an zu blasen. Die Burschen reckten die Arme weit aus und ergriffen die Hörner. In demselben Augenblick wurden sie von starken Fäusten an den Handgelenken gepackt und trotz ihres Sträubens und Schreiens in die Tiefe des Bornes gezogen.

Die Todesschreie der Burschen waren von Leuten, die in den umliegenden Wiesen und Feldern arbeiteten, gehört worden. Sie kamen herbeigerannt und umstanden mit entsetzten Gesichtern die Unglücksstätte. Einige Männer holten Stangen herbei, um die Toten aus der Tiefe des Wassers heraufzuholen. Doch sie stießen ins Leere. Selbst als sie mehrere Stangen aneinanderbanden, vermochten sie den Grund des Bornes nicht zu erreichen.

Nun lebte in dem Dorfe Weidenhalm ein Küster, der hatte eine schöne Tochter. Sie war ein sittsames und fleißiges Mädchen und liebte einen armen Holzhauer aus Dreifelden. Die Hochzeit mußte immer wieder aufgeschoben werden, weil die Eltern noch für eine Reihe anderer Kinder zu sorgen hatten und deshalb nicht in der Lage waren, die Aussteuer für ihre Tochter zu beschaffen.

Jedesmal, wenn die Hörner erklangen, hätte Berta vor Lust aufjauchzen mögen. Es war, als stände sie im Banne einer geheimen Macht, die sie drängte, nach dem Born zu eilen und eins der Hörner zu ergreifen. Das Drängen wurde mit der Zeit immer stärker und weckte in ihr den Glauben, daß sie dazu berufen sei, den Zauber des Bornes zu brechen. Sie wollte aber nicht eher an das Wagnis herantreten, bis sie in Erfahrung gebracht hatte, wie es in der rechten Weise auszuführen sei. – Der Tod der drei jungen Burschen ging ihr so zu Herzen und versetzte sie in eine derartige Unruhe, daß sie es zu Hause nicht mehr aushalten konnte und planlos in der Gegend herumirrte. Im Walde wurde sie von einem schweren Gewitter überrascht. Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft. Drohend rollte der Donner über den Wald dahin. Trotzdem war die liebliche Musik der drei Hörner deutlich zu hören. Sie klang so verlockend, daß das arme Mädchen aus Furcht, ihr nicht länger widerstehen zu können, immer tiefer in den Wald hineinlief.

Aus den schwefelgelben Wolken begann es zu hageln. Hagelkörner, so dick wie Taubeneier, prasselten auf den Wald nieder, durchschlugen das Laubwerk und trafen Berta ins Gesicht und auf die nackten Arme. Als sie sich angstvoll nach einem Unterschlupf umschaute, gewahrte sie unter einer Eichengruppe ein Blockhaus. Ein breitschultriger Mann mit einem wallenden Vollbarte erschien auf der Schwelle und rief ihr zu: „Komm schnell herein, Mädchen!"

Als Berta der Einladung Folge geleistet hatte und im Trockenen saß, fragte der Fremde erstaunt: „Was suchst du bei diesem Unwetter allein im Walde?"

„Ach", antwortete das Mädchen traurig, „der Zauberborn läßt mir daheim keine Ruhe mehr. Seit die drei Burschen neulich ertrunken sind, drängt es mich, etwas zu tun, damit nicht noch mehr Menschenleben dem bösen Wasser zum Opfer fallen."

„Höre, Berta", sprach der Mann, „du bist dazu berufen, dem Born seine Macht zu nehmen. Drum sträube dich nicht, wenn die Hörner dich locken! Der Zauber zerbricht mit den Erntefestglocken."

„Mit den Erntefestglocken?" fragte das Mädchen ganz bestürzt. „Das Erntefest ist ja schon am nächsten Sonntag. Was muß ich denn tun, um den Zauber zu brechen?"

„Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen", erwiderte der Gefragte. „Wenn ich dir erzählt habe, wie die Hörner in den Born gekommen sind, wirst du wissen, was du zu tun hast. Höre also zu!

In unserer Gegend lebten einst drei holde Feen, die des Nachts beim Mondschein in dem Born zu baden pflegten. Jede von ihnen besaß ein goldenes Hörnchen. Wenn sie die Hörner ins Wasser hielten, begannen sie stark wie Posaunen zu klingen. Damit aber durch ihren lauten Schall die Menschen nicht angelockt und durch ihre Schönheit gereizt würden, nach ihrem Besitz zu streben, ließen die guten Frauen die Wundermusik niemals am Tage erklingen und dämpften sie derart, daß sie nur von Schlafenden im Traume gehört wurden.

Eines Nachts aber drangen drei wilde Wassermänner, die im benachbarten Weiher wohnten, tief unter der Erde in den Born ein, stiegen zur Oberfläche empor und raubten den Badenden ihre Kleider. Nun waren die Frauen ganz in ihrer Gewalt. Die Räuber erklärten, daß sie die Kleider nur gegen die drei goldenen Hörnchen herausgeben würden. Auf diesen Tausch zögerten die drei Frauen einzugehen und erbaten sich Bedenkzeit bis zur Morgenröte.

Ganz verschämt zogen sie sich in ein Weidendickicht zurück und hielten Rat. Zu ihrem größten Schmerze fanden sie keinen Ausweg, um ohne Preisgabe der Hörner ihre Freiheit wiederzuerlangen. Die furchtbare Gewißheit, daß die tückischen Wassermänner die Hörner auch am Tage erschallen lassen und ihre Wundermusik dazu mißbrauchen würden, um törichte Menschen an den Born zu locken und mit sich in die Tiefe zu nehmen, war ihnen schier unerträglich. Es lag zwar nicht in ihrer Gewalt, den Instrumenten ihre Wunderkraft zu nehmen; aber sie vermochten den Zauber abzuschwächen. Nur wenn alle Glocken einer Kirche zusammen geläutet würden oder wenn der

Donner eines Gewitters über den Born hinrollte, sollten die Hörner erklingen. Die Feen dachten, beim Läuten der Glocken oder beim Rollen des Donners würde kaum ein Mensch die Hörner hören können. Nachdem sie also nun den Zauber so geändert hatten, daß ihrer Meinung nach kein Unheil damit angerichtet werden konnte, lieferten sie den Wassermännern die goldenen Instrumente aus, erhielten ihre Kleider zurück und verließen die Gegend.

Als sie trauernd davonschritten, streckte einer der Wassermänner noch einmal seinen struppigen Kopf aus dem Born und schrie ihnen nach: „Hört, ihr Frauen, wir wollen euch die Möglichkeit, wieder in den Besitz der Hörner zu gelangen, nicht nehmen. Merkt euch aber die Bedingung, an welche die Wiedergewinnung geknüpft ist!

Nur drei Jungfrauen, keusch und rein,
werden dazu fähig sein,
die drei Hörner zu erringen,
bösen Zauber zu bezwingen."

Leider haben sich die guten Feen in einem Punkte geirrt. So zart nämlich die Musik der Hörner auch ist, dringt sie doch durch Glockenklang und Donnerrollen hindurch und wird törichten Menschen zum Verderben."

Als der Mann seine Erzählung beendet hatte, waren die Gewitterwolken davongezogen. Er entließ Berta, die ihre Ruhe wiedergefunden hatte, mit den Worten: „Du weißt nun, was du zu tun hast. Fürchte nicht, daß die bösen Geister dir etwas anhaben können!"

Zu Hause angekommen, erzählte Berta ihren beiden Freundinnen, die als tugendhafte Jungfrauen galten, von dem Geheimnis der Hörner und fragte sie, ob sie das Abenteuer mit ihr zusammen bestehen wollten. Die beiden erklärten sich ohne weiteres dazu bereit. Nun verabredeten die drei Mädchen, daß sie am Erntedankfest nicht zur Kirche gehen, sondern heimlich eine Morgenwanderung nach dem Born bei Dreifelden unternehmen wollten. – Es war ein sonniger Herbsttag, als sie sich auf den Weg machten. Scharen von Wandervögeln strichen über die Stoppelfelder. Mit klopfendem Herzen und voll banger Erwartung umstanden die Mädchen den Born. Nah und fern hoben die Festtagsglocken zu läuten an. Langsam stiegen die drei Hörnchen aus dem Wasser herauf und ließen ihr Gold im Sonnenscheine funkeln. Wie Posaunenklänge stiegen diesmal die Töne zum blauen Himmel empor und schwebten über Wiesen und Felder dahin, so daß sie noch in weitentlegenen Dörfern und Städtchen gehört wurden. Berta wurde von der himmlischen Musik ganz berauscht und wußte sich vor Wonne nicht zu lassen. Ob sie wollte oder nicht, sie mußte sich zu Boden werfen und nach einem der Hörner greifen. Leicht hob sie es aus dem Wasser und barg es jauchzend an ihrer Brust.

Doch in ihre Freude hinein erschollen die gellenden Todesschreie ihrer Freundinnen. Sie wurden mitsamt den Hörnern, die sie krampfhaft umklammert hielten, in die gurgelnde Tiefe gezogen. Laut weinend und völlig ratlos blieb das betrübte Mädchen am Born stehen.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter, und als es sich umwandte, erkannte es den Fremden aus dem Blockhaus. Der sprach mit ernster Stimme: „Gräme dich nicht, Berta! Deine Freundinnen hat eine harte Strafe getroffen. Sie waren nicht so sittsam und rein, wie sie heuchelten. Nicht um ihre Mitmenschen vor einem grausigen Tode zu bewahren, sondern aus Habgier strebten sie nach dem Besitz der Hörner. Sie sind jedoch die letzten Opfer, auf die der Born ein Anrecht hat. Du hast seinen Zauber gebrochen und zunichte gemacht. Gehe heim in der Gewißheit, ein gutes Werk vollbracht zu haben!"

Er geleitete das Mädchen zur Straße, reichte ihm die Hand zum Abschied und lenkte seine Schritte wieder dem Walde zu.

Die Kunde von dieser seltsamen Begebenheit, welche die Gegend von einem Albdruck befreite und dennoch großes Leid zur Folge hatte, erregte überall das größte Aufsehen. Statt der fröhlichen Klänge des Erntetanzes erfüllte tiefe Trauer das Dorf Weidenhalm. Die bestürzten Eltern der beiden ertrunkenen Mädchen eilten zum Born und hofften, wenigstens die Leichen ihrer unglücklichen Kinder heimtragen und in geweihter Erde bestatten zu können. Aber sie warteten vergebens darauf, daß die bösen Geister der Tiefe ihre Opfer herausgeben würden.

Berta hatte das goldene Horn mit nach Hause genommen und in ihre Truhe gelegt. Sie glaubte sich nicht berechtigt, das fremde Eigentum zu behalten, wußte aber nicht, wem sie es ausliefern sollte. Als sie abends in Gedanken versunken allein in ihrem Kämmerlein saß und in den Mondschein hinausblickte, schwebte eine holde Frau in lichtem Kleide über die Hauswiese heran, trat an das offene Fenster und sprach mit lieblicher Stimme: „Berta, gib mir das Hörnchen zurück! Dir kann es nichts nützen. Mein Dank wird dir nicht fehlen."

Bereitwillig holte das Mädchen das goldene Instrument aus seiner Truhe und überreichte es der Besucherin. Die nahm es freudestrahlend in Empfang, neigte dankend den Kopf, wandte sich um und verschwand im Nebel. – Am nächsten Morgen erlebte Berta eine freudige Überraschung. Sie fand ihre Truhe mit dem feinsten Linnen bis oben hin gefüllt und einen Beutel mit blanken Talern. Nicht lange danach feierte sie Hochzeit mit ihrem Schatz und wurde eine glückliche Frau.

Zeichnung: Escher



Einer der Wassermänner streckte den struppigen Kopf aus dem Born und hielt das goldene Horn in seiner Hand, das er den gütigen Feen geraubt hatte



Aufnahme: Bittner

Reigen

Auf dem weiten Wiesenplan
wir im Reigen springen,
fassen unsre Hände an,
lachen, tanzen, singen.

Mädel, sieh dich nur nicht um,
mußt ein Pfand sonst geben.
Heia, hopla, dreimal rum –
Schön ist doch das Leben!

-ei-

Mietskasernen irgendwo

Erlebnis einer Jugend / Peter Osten

7. Fortsetzung

Am nächsten Morgen weiß es ganz Berlin, ganz Deutschland — ja, die ganze Welt: Die Nazis haben gesiegt!

Mit 107 Mandaten ist die NSDAP. an diesem historischen 14. September 1930 zur zweitstärksten deutschen Partei geworden.

Jahrelang hat sie einen schweren und opferreichen Kampf führen müssen. Unzählige ihrer Männer wurden zusammengeschlagen, viele Gefallene säumen den Weg, Tausende gingen in die Gefängnisse für ihre Ideale — und nun ist die erste Etappe des Sieges erreicht.

Jubelnd haben die Berliner Nationalsozialisten am gestrigen Sonntagabend bis in die späte Nacht hinein ihren Sieg gefeiert. Auch Hans war unter ihnen und sein Herz war voller Freude, wie nie zuvor.

Endlich, endlich.

Jetzt mußte Hitler an die Macht kommen und er würde es ihnen zeigen, wie man regieren müßte, um einem Volke aus Not, Elend und Verarmung zu helfen.

Und was Hans glaubt, glauben alle Nationalsozialisten und alle, die am 14. September ihr Kreuz für die Hitlerbewegung einzeichneten.

Aber die herrschende Regierung unter dem Reichskanzler und Zentrumsmann Brüning denkt gar nicht daran, zurückzutreten, so wie der Volkswille es verlangt. Überheblich bezeichnet Brüning den Sieg der NSDAP. als eine ungesunde Fieberkurve, die bald wieder in ein Nichts zurücksinken würde.

Hier aber irrt er sich schwer, denn das Volk läßt sich nicht für dumm verkaufen und fordert sein Recht. Sofort setzt die nationalsozialistische Partei mit einer neuen riesigen Versammlungswelle ein und kämpft erbittert gegen das System des Reichskanzlers Brüning und seiner volkfeindlichen Hintermänner.

„Fort mit Brüning“ heißt ihr Schlagwort und wo der Reichskanzler auch nur kurz vor Volksgenossen spricht und seine Regierungsmaßnahmen verteidigen will, schreien ihm deutsche Menschen entgegen: „Deutschland erwache! Fort mit Brüning und seinen Notverordnungen!“

Mehrere Reisen durch Deutschlands Gaue macht der Notverordnungskanzler. Wo er aber auch auftaucht, flucht man seiner. In vielen Versammlungen pfeift man ihn aus. Fort mit Brüning. Das Volk will ihn nicht.

*

Als die erste Tagung des Reichstages einberufen wird und zum ersten Male die gewählten 107 Naziabgeordneten in das Haus des Deutschen Volkes einziehen sollen, da finden sich Tausende und Abertausende von deutschdenkenden Menschen in der Umgebung des Reichstages ein, um ihren Vertretern jubelnden Empfang zu bereiten.

Auch Hans Gersdorf ist unterwegs. Er hat für seine Firma in der Friedrichstadt zu tun. Geld kassieren soll er, bei irgend so einem kleinen Geschäftsmann, der nur mühselig seine Verpflichtungen einhalten kann. Diesen Monat hat er einmal versagt und schon wird Hans hingeschickt, um dem armen Schlucker das bißchen Geld abzunehmen und ihm anzudrohen, daß seine Firma dem säumigen Zahler in Zukunft keinen Kredit mehr geben würde. Nur ungern erfüllt Hans in jeder Woche zweimal bei den verschiedensten Leuten seine traurige Pflicht. Not und Leid, bitteren Kampf um das Lebensdasein hat er kennengelernt und nur immer und immer wieder feststellen müssen, daß viele der kleinen Geschäftsleute unter dieser Regierung ihr letztes Geld verloren und die großen jüdischen Bank- und Warenhäuser ihr fettes Geschäft dabei machten.

Mit Widerwillen ist Hans Gersdorf nur zu den säumigen Zahlern gegangen und hat sie im Auftrag seiner Firma gemahnt; aber heute tut er es gern.

Denn heute ist ja Reichstagseröffnung und da muß er hin. Das muß er erleben. Da muß er dabei sein.

Heute wird er bei keinem der Armen auch nur einen Pfennig bekommen, heute wird er sie nämlich erst gar nicht besuchen und im Geschäft nachher behaupten, die Meister und Geschäftsinhaber wären überall auswärts gewesen und konnten daher nicht zahlen.

Um nur nicht zu spät zu kommen, springt Hans in der Friedrichstraße schnell auf einen Autobus und fährt zum Brandenburger Tor.

Schon im Wagen sieht er überall lachende und frohe Gesichter. Nur Nazis sind im Wagen und doch trägt nicht ein einziger eine Uniform. Aber man erkennt sie sofort, wie immer an den frohen und doch kampfesfreudigen Gesichtern.

„Mensch, Hans, du hier?“

Erstaunt sieht sich der Angerufene um.

Wer kennt ihn denn hier? Die Stimme kennt er doch auch. Da steht ja Jochen in der Ecke. Was macht der denn in dieser Gegend und warum ruft er ihn an, wo sie doch nichts, gar nichts mehr miteinander zu tun haben.

Ehe er jedoch ein hartes ablehnendes Wort sagen kann, kommt Jochen schon auf ihn zu und sagt: „Junge, Junge. Det freut mich aber bannig, det wir uns hier treffen. Heil Hitler, Hans!“

„Heil Hitler!“ antwortet Hans erstaunt und erfreut zugleich. Wie, Jochen, sein Freund Jochen, der ehemalige KJI.-Mann, grüßt auch mit dem Hitlergruß? Ja, ist denn das möglich?

Froh und dennoch ein wenig ablehnend drückt er ihm die Hand. Also der Jochen ist jetzt auch Nazi. Das ist schön, sehr schön. — Da hält der Autobus auch schon am Brandenburger Tor.

Ein Spaßvogel ruft: „Alle Nichtjuden aussteigen!“ Und die gesamten Fahrgäste verlassen lachend den Wagen. Nur der BVG.-Schaffner bleibt. Er hat ja leider Dienst, denn sonst wäre auch er dabei. So grüßt er die Aussteigenden nur zum Abschied mit „Heil Hitler!“ und erhält frohe Antwort.

Hans und Jochen aber biegen in die Stresemannstraße ein und gehen dann schräg über den Fahrdamm, um zum Reichstag zu gelangen. Aber sie kommen nicht dazu.

Hunderte kommen wie auf der Flucht aus dieser Gegend und hinter ihnen jagen reitende Schupos und schwingen den Gummiknüppel. Sie haben von Bernhard Weiß, dem Vizepolizeipräsidenten, die Anweisung, jede Nazi-Ansammlung zu zerstreuen.

Mit Gewalt, ja mit der Schußwaffe, wenn es sein muß.

Am Brandenburger Tor stauen sich die Menschenmassen.

Sprechchöre werden laut.

Immer und immer wieder gellt der Ruf über den Platz: Deutschland erwache!

Neue Menschenmassen kommen und sammeln sich.

Und dann marschieren die Tausende in Zehner- und Zwanzigerreihen vor. Wieder will Schupo zu Pferde sie auseinandertreiben. Diesmal aber gelingt es ihnen nicht so leicht. In eiserner Disziplin gehen die Menschen vor.

Sie singen ein Lied, das jeden Schupo hindern muß, den Gummiknüppel zu gebrauchen.

Sie singen das Lied, mit dem deutsche Soldaten vor sechzehn Jahren in den Tod gingen. Sie singen gläubig und siegesgewiß das Lied des Reiches:

> Deutschland, Deutschland über alles
> Über alles in der Welt!
> Wenn es stets zum Schutz und Trutze
> Brüderlich zusammenhält.

Die Schupoketten stocken und gehen zurück.

Langsam dringen die Menschenmassen vor.

Näher und näher kommen sie dem Reichstag.

Da gibt ein junger Schupooffizier den Befehl: „Straße frei! Räumen unter allen Umständen!“

Befehl ist Befehl!

Und schon sausen die Gummiknüppelpeitschen auf die singenden Menschen. Schon brechen die ersten blutend zusammen. Die Voranmarschierenden drängen zurück.

Hinten staunen die Singenden.

Was ist los?

Weshalb geht es nicht weiter?

Da bekommen sie auch schon Bescheid.

„Die Schupo schlägt vorn wie irrsinnig.“

Kaum glaubhaft scheint es. Die Schupo schlägt Männer, Frauen, Jungen und Mädel nieder, die das Deutschland-Lied singen? Die Schupo schlägt deutsche Menschen nieder, die nichts anderes getan haben, als herbeigekommen sind, die von ihnen gewählten Abgeordneten zu begrüßen.

Ja, ist denn die Regierung wahnsinnig geworden?

Wollen sie uns die letzten Rechte rauben?

Da steigt der heiße, unterdrückte Haß in den Menschen auf, und erneut gehen sie gegen die berittenen Schupoketten vor. Erneut singen sie verbissen das Lied der Deutschen. Aber diesmal zum Trotz die vierte Strophe.

Deutschland, Deutschland über alles!
Und im Unglück nun erst recht!
Erst im Unglück kann's sich zeigen,
Ob die Liebe wahr und echt.
Und so soll es weiterklingen
Von Geschlechte zu Geschlecht:
Deutschland, Deutschland über alles!
Und im Unglück nun erst recht.

Schlimmer als Sklaventreiber, schlimmer als die berüchtigten Kosaken treiben die Schupoketten wehrlose Menschen vor sich her und schlagen sinnlos alles nieder. Und aufs neue gellt der alte Schlachtruf der Nationalsozialisten auf: „Deutschland erwache! Fort mit Brüning und seinen Trabanten!"

Inmitten der zurückflutenden Menschenmenge stehen, eingekeilt zwischen einem Trupp Lichtenberger SA.-Männern, die beiden jungen Nationalsozialisten Hans und Jochen.

„Die Schupo geht gegen uns schlimmer vor als gegen die Kommune", sagt Hans und folgert daraus weiter: „Das ist ja an sich ein gutes Zeichen für uns. Meinst du nicht auch, Jochen?"

Der lacht zurück: „Laß man, die hauen nicht mehr lange. Bald wird Hitler sie zum Teufel jagen."

„Hoffentlich!"

Plötzlich peitschen zwei Schüsse durch die Luft. Irgendwo schreit eine Frau laut auf. Gellend, wie zu Tode getroffen.

Die Schupo schießt!

Erstarrt stehen die Massen. Dann bricht bei ihnen die Empörung durch. Solche feigen Lumpen, solch ein Gesindel, läßt sich von einem schmutzigen Juden, wie dem Isidor Weiß, den Befehl geben, auf das eigene Volk zu schießen.

Mit den blanken Fäusten gehen die erzürnten Männer gegen die Schupos vor. Die prügeln wie besessen auf die Menschen. Doch der Haß läßt die Geprügelten die Schläge aushalten. Ein Schupo nach dem anderen wird empört vom Pferde geholt und findet sich nachher halbzerschlagen irgendwo auf einem Schotterhaufen wieder.

Mit einem einfachen Griff halten die Männer den heranpreschenden Gäulen die Nüstern zu. Hochauf steigen die Pferde und werfen ihre Reiter ab.

„Schupo erwache!" klingen die Rufe über den weiten Platz.

Schupo erwache!

Das heißt: Hört auf mit dem sinnlosen Prügeln! Vergeßt nicht, daß wir Brüder eines Volkes sind. Vergeßt nicht, daß auch ihr zu uns gehört, zur Front der Deutschen.

Die Menschenmassen wissen genau, daß viele von den Polizisten innerlich längst Nationalsozialisten sind und sich nach Möglichkeit äußerst duldsam benehmen. Wo solche Schupos getroffen werden, da wird noch einmal soviel Disziplin geübt. Denn nichts liegt den Männern ferner, als ihren Kameraden in der Schupouniform zu schaden.

Wo aber junge Schuposchnösel, die nur auf Grund ihrer Zugehörigkeit zum schwarzrotgelben Reichsbanner Polizisten wurden, wo solche Zörgiebelkosaken unmenschliche Methoden anwenden wollen, da wird reiner Tisch gemacht. Komme, was da wolle.

Immer neue Schupokolonnen rücken an, und bald setzt ein Treiben gegen die Menschenmassen ein, das einer deutschen Polizei unwürdig ist. — Jeder Widerstand wäre jetzt sinnlos und nutzlose Kraftvergeudung. Besonnene SA.-Leute geben darum die Parole aus: „Alles nach Hause gehen! Nicht mehr provozieren lassen!"



In den Jahren vor der Machtübernahme erhielten Angehörige der KPD. nur geringe Strafe für ihre Taten. Nach der Strafzeit wurden sie dann von ihren Genossen abgeholt

Und bald darauf verteilen sich die ungeheuren Menschenmassen. Alles zieht sich zurück, wenn auch oft murrend und fluchend.

Die Schupo steht einsam und verlassen auf dem großen Platz vor dem Deutschen Reichstag. Todesstille liegt auf einmal über der Gegend.

Das Volk ist von seiner Polizei abgerückt. Es verachtet sie.

*

„Sage mir doch, wie hast du denn den Weg zu Hitler gefunden?" Hans stellt diese Frage an seinen Freund Jochen, der ihm gegenüber an dem Tisch eines kleinen sauberen Kaffeehauses sitzt.

„Das ist alles ziemlich schnell gekommen", erzählt der, „ich war nachher selbst verwundert, wie ich auf einmal die KJJ. nicht mehr ausstehen konnte und Nazi wurde."

„Aber irgend etwas muß dir doch den Anstoß dazu gegeben haben?" fragt Hans. „So einfach mir nichts, dir nichts ändert man sich doch nicht. Du warst doch schließlich auch einmal begeisterter Kommunist und unsere Freundschaft ist doch darüber sogar zerbrochen."

„Ach, rede nicht davon", bittet Jochen, „ich war eben ein Trottel, daß ich nicht damals zu dir stand. Aber das ist ja nun Gott sei Dank vorbei und soll auch besser werden. —

Wie ich Nazi wurde, willst du wissen? Das ist schnell zu erzählen:

Du weißt ja, daß ich seit einem halben Jahr arbeitslos bin und nur von den paar Groschen Arbeitslosenunterstützung, jetzt sogar nur noch Erwerbslosenhilfe, leben muß. Weißt du, das macht mürbe. Kein Geld, keine Aussicht auf Arbeit. Man kommt sich dann so überflüssig und so verlassen vor.

Die Junggenossen von der KJ. haben mir zwar in der ersten Zeit ein bißchen geholfen. Dann aber wollten sie mit mir ziemlich unklare Sachen beginnen. So Dinge, über die ich nicht sprechen möchte, die aber hart an Betrug und Diebstahl grenzen. Das habe ich abgelehnt. Denn wenn es mir auch noch schlecht geht, ehrlich möchte ich immer bleiben.

Als ich den Junggenossen dies sagte, haben sie mich ausgelacht und einen bürgerlichen Moralapostel genannt. Ich hab es heruntergeschluckt, wie so vieles. Ich war so freudlos, hatte zu nichts mehr Lust und wäre am allerliebsten ausgewandert.

In dieser Stimmung befand ich mich wochenlang. Und da traf ich einmal auf der Wohle (Wohlfahrtsamt) einen jungen Kerl, der auf mich einen pfundigen Eindruck machte. Er wartete genau wie all die anderen auf seinen Aufruf, damit er seine paar Pfennige abheben konnte.

Auf derselben alten morschen Holzpritsche saß er neben mir und las, ohne sich irgendwie stören zu lassen, eine Zeitung, die ich nicht kannte. „Junger Sturmtrupp" oder so ähnlich hieß sie. Auch ein Abzeichen trug er, aber das konnte ich nicht erkennen.

Weißt du, neben diesem Kerl mit den ehrlichen und offenen Augen saß ich und habe ihm auf einmal, ohne daß wir vorher miteinander gesprochen, aus meinem Leben erzählt. Und während ich erzählte, sah er mich nur an. Nicht etwa neugierig oder gelangweilt. Nein, er sah mich an, wie einer, der alles versteht und begreift, weil er es selber erlebt hat. Als ich auf einmal mit dem Erzählen aufhörte, sagte er nur: „Du bist doch Kommunist?"

Erstaunt habe ich mit „ja" geantwortet. Was aber sagte er darauf? Nur ein paar Worte: „Nein, du bist nämlich gar kein Kommunist, du bildest es dir nur ein. Weißt du, wo du hingehörst? Zu uns, zur Hitler-Jugend!"

Dann wurde sein Name aufgerufen. Gerhard Schwind oder so ähnlich hieß er.

„Ich muß zur Kasse", sagte er und drückte mir fest die Hand. „Hier hast du meine Zeitung, lese sie dir einmal richtig durch und wenn wir uns das nächste Mal hier treffen, dann erzählst du mir, wie sie dir gefallen hat und was du dazu meinst." — Dann verschwand er. Ich habe ihn seitdem nicht mehr getroffen.

Seine Zeitung trage ich immer noch bei mir, denn ich will sie ihm doch wiedergeben, wenn ich ihn treffe.

Ich habe das Blatt richtig durchgelesen und mir auch einige Male den „Angriff" gekauft. So wurde ich Nazi, und jetzt will ich versuchen, den blonden Jungen von der „Wohle" zu treffen. Ich muß ihn finden!"

„Dabei werde ich dir helfen können", lacht Hans und freut sich über das verdutzte Gesicht Jochens. „Gerhard Schwind ist nämlich mein Fähnleinführer. Du brauchst also bloß mit zum nächsten Heimabend der Lichtenberger HJ. zu kommen, da triffst du ihn bestimmt wieder. Er wird sich sehr darüber freuen. Kommst du?"

„Ist doch klar wie Kloßbrühe", bestätigt Jochen. Dann zahlen die beiden ihre Tasse Kaffee und marschieren heimwärts.

*

Am andern Morgen hat Hans furchtbaren Krach in seiner Firma. Noch nie hat es ein solches Donnerwetter gegeben.

„Sie sind ein ausgesprochen fauler Bursche", schreit ihn sein Vorgesetzter an. „Wo waren Sie denn gestern den ganzen Tag? Sie haben ja nicht einen Pfennig kassiert."

Hans schweigt zu den Vorwürfen. Was soll er auch sagen? Er weiß genau, daß er im Unrecht ist. Erklären wird er es diesen Büromenschen ja doch nie können.

Was verstehen die schon von Kundgebungen für Freiheit und Brot? Die kennen doch nur ihre kalten Kontobücher mit den langen, toten Zahlenreihen. Die haben auch kein Mitleid, wenn sie Mahn- und Drohbriefe an säumige Zahler hinaussenden.

Für diese Büromenschen, die eigentlich mit offenen Augen im Geschehen der Zeit stehen müßten, beginnt der Mensch mit dem eröffneten Rechnungskonto und hört mit der Schlußbilanz auf.

Und solchen Menschen soll er, Hans Gersdorf, erklären, wo er gestern war. Diesen sturen und spießigen Bürokraten soll er erzählen vom gestrigen Geschehen, von der großen Front der Volksgenossen gegen die Gummiknüppelgarde der Regierung.

Was würden die schon davon verstehen. Höchstwahrscheinlich würde er noch zum „politischen Strauchdieb" erklärt werden. Gott sei Dank weiß ja niemand, daß er gestern am Reichstag dabei war.

Wer weiß, was ihm sonst noch geblüht hätte.

So lassen sich die Vorwürfe noch ertragen. Still schluckt Hans sie hinunter. Nicht ein Wort des Widerspruchs oder der Verteidigung findet er. Wozu auch? Er hört nur noch die Drohung des empörten Vorgesetzten: „Sollte das noch einmal vorkommen, ist es aus mit Ihnen. Sie können dann mit einer fristlosen Entlassung rechnen."

„Ja, ja", sagt Hans nur und setzt sich still an seinen Schreibtisch. Denn jetzt erst begreift er, was alles hätte geschehen können, wenn ihn jemand bei den Tumulten gestern gesehen hätte. Dann wäre er also heute fristlos entlassen worden und säße wie Millionen anderer brot- und arbeitslos auf der Straße.

Und zu Hause würde Schmalhans Küchenmeister sein. Die Mutter würde weiterdarben für ihn und manchmal still vor sich hinweinen ob aller Not und allen Leides.

Nein, das durfte nie und nimmer geschehen.

Hans schüttelt alle Überlegung ab und geht mit frischer Kraft an seine trockene Arbeit.

*

„Haben Sie schon gelesen?" Erregt schwenkt der dicke Lehmann in der Pause seine „Morgenpost" in der Luft. „Schon wieder Nazikrawalle in der Innenstadt. Jetzt haben die ihre 107 Mandate, wozu lärmen sie da noch. Sollen zufrieden sein, daß sich soviel Dumme für ihre ulkige Liste gefunden haben.

Statt dessen machen sie Lärm und schlagen Schaufenster ein. Sogar Schupo-Offiziere sind verprügelt worden."

„Kennen wir, kennen wir", lacht der junge Buchhalter Zippert. Er sitzt dem alten griesgrämigen Lehmann gegenüber und reizt ihn durch seine Sachlichkeit jedesmal von neuem.



Solche Wohnungsankündigungen waren nichts Besonderes.
Viele Arbeiterfamilien mußten schlimmer als Tiere in solchen Wohnhöllen hausen

Aufnahme: Bittner

„Sehen Sie, lieber Lehmann", sagt er, „die Nazis haben, wie Sie sehr richtig feststellten, nunmehr 107 Mandate, das heißt, sie sind die zweitstärkste Partei in Deutschland.

Sie haben damit für sich das Recht, maßgebliche Beteiligung an der Regierung zu verlangen.

Ebenso haben ihre Wählermassen das Recht, den von ihnen gewählten Abgeordneten jubelnde Kundgebungen zu machen.

Bisher hat niemand den Massen der SPD. und KPD. solche Kundgebungen verboten. Warum also diese Schärfe gegen die Nazis?"

Der dicke Lehmann läuft auch prompt wieder rot und blau vor Wut an. Dieser Zippert mit seiner verdammten Sachlichkeit und kühlen Überlegung.

„Mit Ihnen kann man ja nicht reden", schimpft er los, „Sie sind ja auch noch zu jung dazu. Kommen Sie erst einmal in meine Jahre, dann werden Sie gelernt haben, was im Leben gespielt wird!"

„Haben S i e es schon gelernt?"

Harmlos lächelnd fragt Zippert es über den Tisch. Alle, die im Zimmer sitzen, sehen auf den dicken Lehmann. Was wird er jetzt sagen? Solch eine krasse Frage hat ihm noch niemand zu stellen gewagt.

Der alte Griesgram aber steht sprachlos da. Das wagt ihm ein junger Mensch wie dieser Zippert zu bieten. Ihm, dem Buchhalter Lehmann, der seit 26 Jahren Tag für Tag seine Pflicht hier tut.

Ihm, der vom Direktor persönlich gelobt worden ist, schreit dieser Zippert ins Gesicht: „Haben S i e es schon gelernt?"

Das ist doch die Höhe! Aber zu antworten wagt er diesmal nicht mehr; denn er hat erkannt, daß der junge Buchhalter ihn durchschaut hat und bereit ist, ihn im Notfall restlos vor den anderen bloßzustellen.

Er hat Angst davor, denn Mut besitzt er nicht. Nur ein großes Mundwerk, wie alle, die durch die SPD. und sonstige verbonzte Parteien ihre Stellung gefunden haben.

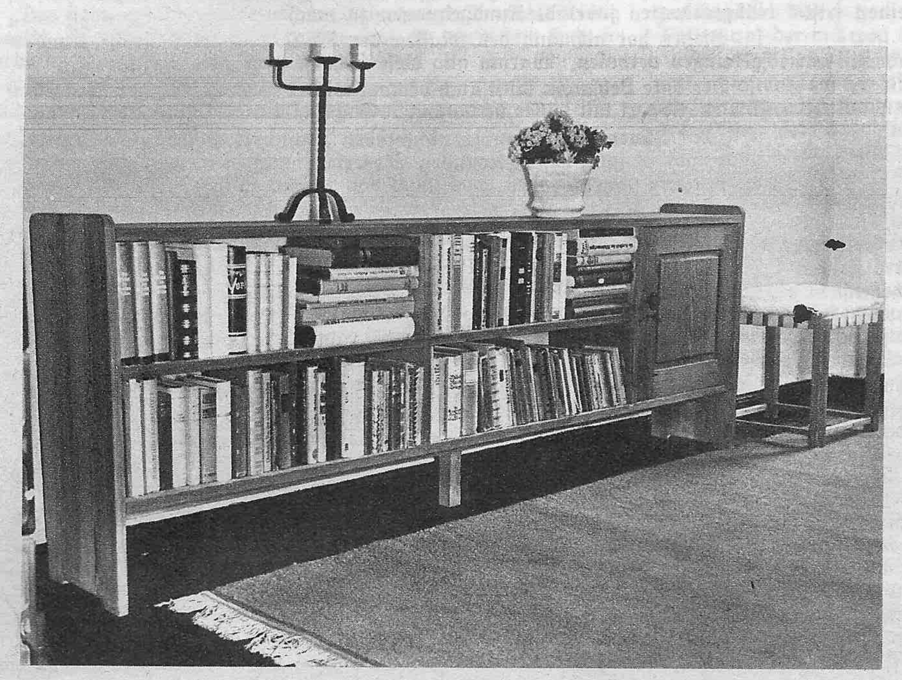
So zuckt er nur die Schultern und meint verächtlich: „Naja, Sie sind eben auch ein Nazi!"

Und lächelnd gibt Zippert zur Antwort: „Mag schon sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlafzimmer aus Kiefernholz ist schön.
Es hat ganz einfache, klare Formen und die Maserung ist der schönste Schmuck. Mit ihrer Maserung zeichnet die Natur so schön; besser können wir es bestimmt nicht

Unsere schöne Wohnung



Der Christian Rieger konnte endlich seine Margret heiraten. Er hatte in der Maschinenfabrik eine Stelle als Former bekommen, und die Anzahlung auf das Siedlerhäuschen war schon verdient.

Wenn er schon heiratete, dann wollte er auch im eigenen Häuschen wohnen. Es war ja nicht teurer als wenn er zur Miete wohnte; 24 Mark im Monat, da waren alle Unkosten mit drin, und nach zwanzig bis dreißig Jahren war das Häuschen sein Eigentum.

Wegen der Einrichtung gab es ja gewiß noch Schererei. Als er eines Abends die Margret bei ihren Eltern besuchte, merkte er, daß sich der alte Mertens und seine Frau wegen der Aussteuer gar nicht einig waren. Frau Mertens dachte immer an die modernen Möbel in der Großstadt, Kaukasisch-Nußbaum oder Birke, alles auf Hochglanz poliert. Nicht alle diese Einrichtungen waren so teuer. Es würde schon ähnliche geben, in

Wie festlich wirkt auf dem schlichten Bücherbord der schmiedeeiserne Leuchter und die einzelne Blumenschale. So ist es schön und so kann es in jeder noch so einfachen Wohnung aussehen

Wir bewundern heute in Museen die herrlichen Truhen, die vor vielen Jahrhunderten und sogar Jahrtausenden von unseren Vorfahren angefertigt wurden. Sie sind immer schön, auch heute noch. Zu dieser schweren Truhe hat man Zutrauen. Sie ist solide und zuverlässig. Sie paßt in ihrer kräftigen Form in das Haus des schlichten, gerade denkenden Menschen. Ein Handwerker hat mit viel Freude daran gearbeitet; darum ist sie auch so eigen geworden, so besonders!

billigerer Preislage, sagte sie. — Ihrem Mann war das nicht so ganz recht.

„Ich meine immer, so ganz paßt das nicht in das Siedlerhäuschen; und ich glaube, da wird mir Christian recht geben."

„Da kann ich schwer etwas zu sagen", erklärte der junge Former. „Gewiß, die Möbel werden mal in meinem Häuschen stehen, aber schließlich kauft Ihr sie doch und die Margret soll da auch ein Wort mitreden, wenn's recht ist."

Eben kam sie zur Tür herein. Und sie brachte Besuch mit, den alten Ahlbeck.

„Setz dich was", sagte Mertens und schob ihm den Tabakbeutel hin. Umständlich stopfte sich der Alte die Pfeife, setzte sie in Brand und dann kam das Gespräch wieder von selbst auf die Aussteuer. So ganz von selbst vielleicht doch nicht, die Margret fing wieder davon an.

„Was meinst du dazu, Onkel", sagte sie schließlich zu dem alten Ahlbeck. Verwandt waren sie eigentlich nicht, aber von Kindheit an hatte er sie gut leiden mögen und sie mochte ihn auch. So kam es, daß sie von damals her noch immer Onkel zu ihm sagte.

Er tat, als ob er von der Sache gar nichts wissen wollte und warf so hin, das sei doch schließlich nicht seine Angelegenheit. Was sich denn die Margret gedacht hätte? Die Mutter ließ sie gar nicht zu Worte kommen: „Die weiß gar nicht so richtig, was sie will. Wir waren neulich schon in der Stadt, aber da hat ihr nichts gefallen."

„Na ja, vielleicht hat sie ihre eigene Meinung. Schließlich sollst du ja nicht drin wohnen, — sie muß ja drin wohnen, die Margret, ein ganzes Leben lang. Ich meine, da müßtest du ja schließlich auch mal ein bißchen nachgeben."

„Ich möchte Sachen, bei denen man nicht Angst zu haben braucht, daß gleich Flecken in den Lack kommen,



In solchen Eigenheimen, solchen Siedlungshäusern wollen wir die Möbelstücke sehen, den gediegenen Hausrat, den wir auf diesen Seiten zeigen

wenn man mal zufällig einen Tropfen Wasser dranspritzt, und überhaupt, die Sachen müssen eben zu uns passen."

„Da hat sie ja wieder recht", sagte der Onkel, nahm die Pfeife aus dem Mund und klopfte die Asche ins Kohlenbecken. „Es gibt ja heute auch schon Möbel, die mehr für uns gemacht sind. Ich habe da Sachen gesehen, die können mir schon gefallen. So ähnliche Sachen hat es früher schon mal gegeben. Was hatten wir doch bei uns zu Haus für eine schöne Truhe, und die ganzen anderen Sachen. Jedes Stück war so richtig mit uns verwachsen. Wir hatten damals auf dem Dorf einen Tischler, der war mit dem Herzen bei seiner Arbeit. Und nun denken wir mal nur an ein einzelnes Möbelstück, an eine schöne, ehrwürdige Truhe. Das ist ja schließlich mehr wie eine Kiste, in der man etwas aufbewahrt. Da sitzt nun der Tischler und hobelt und sägt und schnitzt. Alles muß sein Maß haben, alles muß zueinander passen, die schöne Maserung muß richtig laufen und ein Zapfen muß immer genau so sein wie der andere. Wenn so eine Truhe fertig ist, dann ist schon ein bißchen von seinem Herzblut und von seiner Freude an dem Stück mit reingearbeitet. Die Jahreszahl ist dran, und in den Deckel läßt du dir vielleicht deinen Namen einschnitzen oder der Schmied macht ihn dir auf das handgeschmiedete Schloß.

Das steht dann in der Wohnung, und wenn wir immer mit ihm zusammen sind, wird es bald ein Stück von uns selbst.

Es ist so etwas wie Leben in einem schönen Möbelstück. Aber es muß ein Stück sein, was mit Liebe gemacht ist und was wir selber dann gern haben können. Die Truhe da ist so ein Stück, das gehört in unsere Wohnung. Das paßt zu uns. In der Art müßte die ganze Einrichtung sein."

Während der Alte erzählte, hatten sie alle aufgehört mit ihrer Arbeit. Die Mutter hockte neben ihrem Mann auf der Sofalehne; die Margret stand am Fenster und sah den Onkel mit großen, erstaunten Augen an. Der Christian aber strahlte; so hatte er sich den Hausrat gedacht!

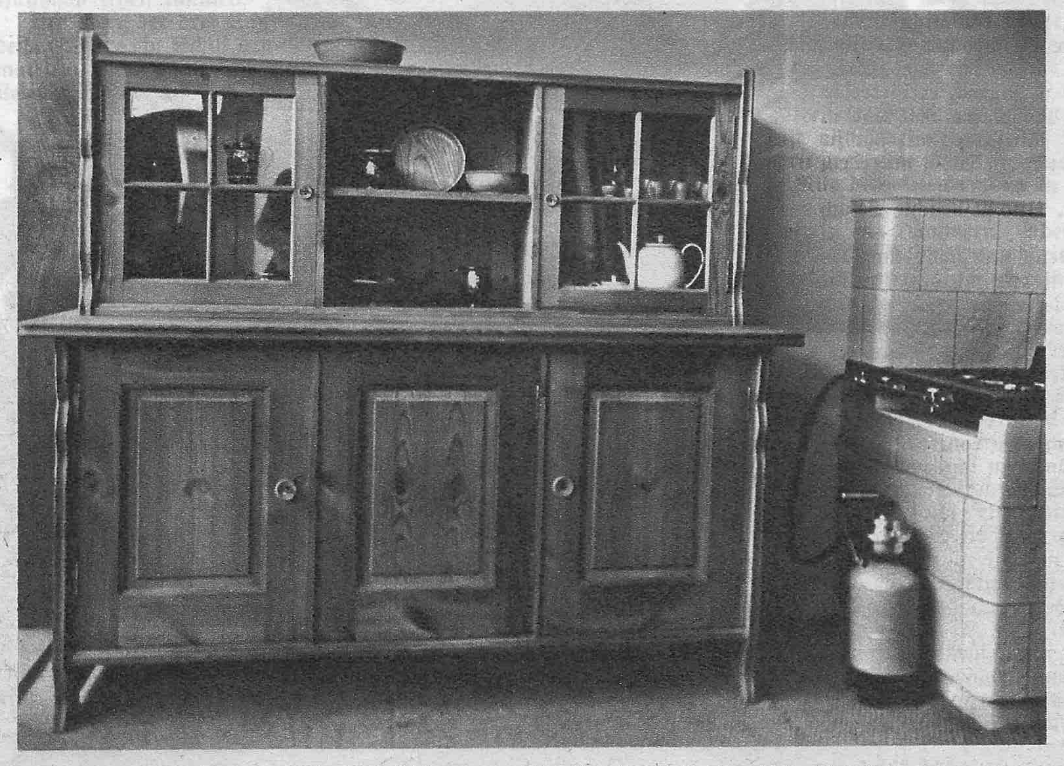
Nach einer Weile sagte Frau Mertens: „Es ist doch gut, daß du heute abend gekommen bist. Wir wußten uns mit der Aussteuer nicht zu helfen, und nun sollst du uns richtig raten, so wie du es erzählt hast."

Ihr Mann sah sie von der Seite an; er wußte schon, wie sie das meinte. Gerade darum wollte er ihr ein gutes Wort geben: „Wir haben ja glücklich gelebt mit den Möbeln, die wir uns damals gekauft haben, nicht wahr, Mutter? Ich möchte sie nicht missen. Das Plüschsofa nicht und die alte Kommode nicht. Es ist doch schließlich ein Stück von unserem Leben mit darin. Gewiß, schön sind sie eigentlich nicht, und da muß ich schon dem alten Ahlbeck recht geben: wenn man neu anfängt und sich neu einrichtet, dann soll man sich die schönen Sachen kaufen, die zu einem passen, einfach und so mit richtiger Maserung im Holz. Die muß ein Handwerker gemacht haben, wie sich das gehört. Und in der Truhe da muß wieder der Name drinstehen und die Jahreszahl, und weil Christian ein Former ist, da muß auch sein Zeichen in der Truhe sein, woran man den Former erkennt. Und so soll es mit allen anderen Möbelstücken auch ausgedacht werden. Das ist dann Hausrat, da steckt die richtige Art drin, und darauf kommt es an."

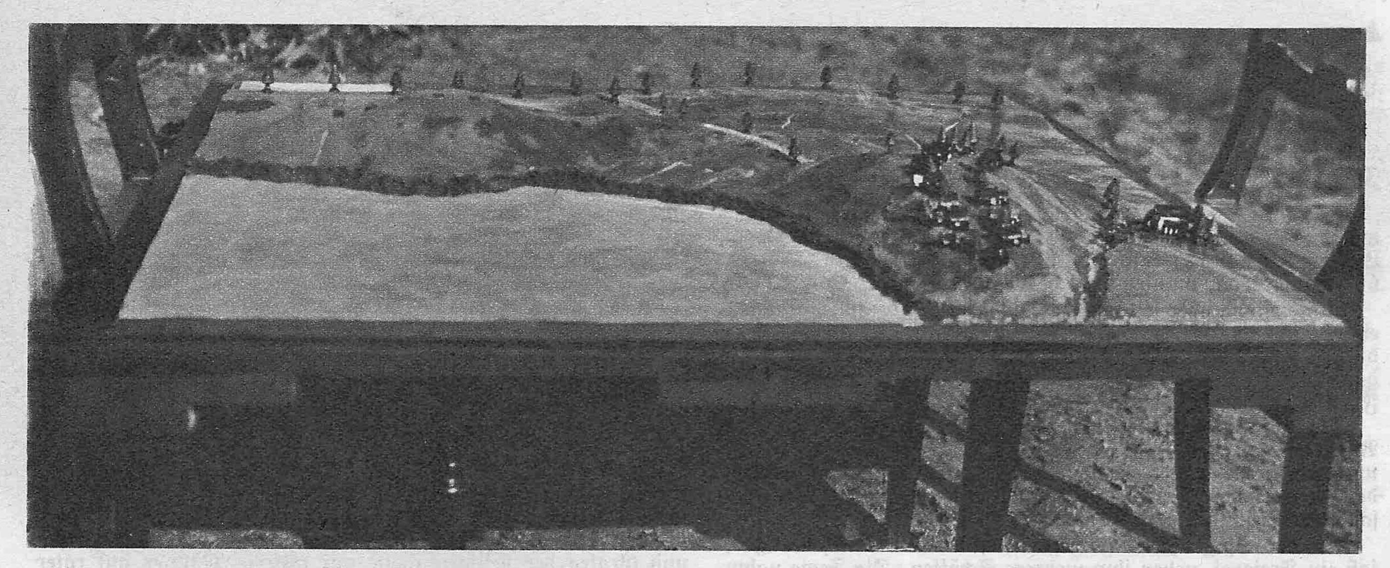


Blick in die Wohnküche eines Siedlerhauses. Wie echt und schlicht ist das alles und gerade darum ist es schön

Aufnahmen: Dr. Weskamp



Solch ein Geschirrschrank hat schöne Maße. Unsere germanischen Vorfahren hatten das richtige Maß für ihren Hausrat im Gefühl. Uns ist dieses Gefühl zum Teil verlorengegangen. Wir wollen aber versuchen, es wieder zurückzugewinnen

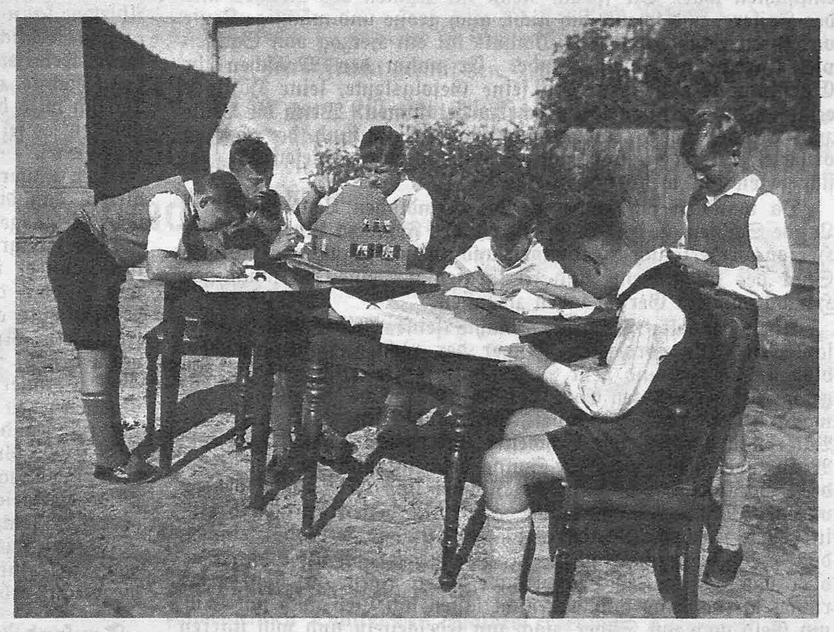


Das haben wir geschafft!
Das fertige Modell unserer Stadtrandsiedlung. Links der See, auf dem kleinen Höhenzug die Siedlung, und rechts ein einzelnes schönes Siedlungshäuschen

Wir bauen eine Siedlung

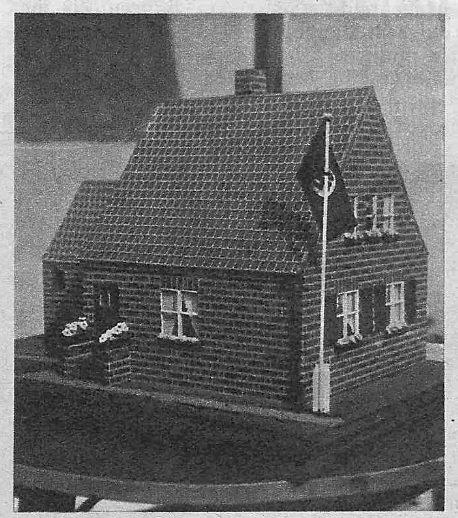
Auf unserm Schulhof war ein Betrieb wie in einer ganz großen Werkstatt. Ein paar Jungens saßen am Tisch und zeichneten; das war das Architektenbüro; andere klebten große Gipsklumpen auf ein riesiges Brett; das waren die Baumeister, Maurerpoliere und was noch dazu gehört ...

Was war da bloß los? Oh, eine ganz große Sache. Auf der Mecklenburgischen Leistungsschau sollte ein Modell der Sternberger Stadtrandsiedlung ausgestellt werden. Und das Modell, das wollten wir der Stadt liefern. Der Lehrer hatte schon die Siedlungspläne in die Schule mitgebracht, und dann haben wir zunächst einmal mit ein paar Eimern voll Sand so ganz roh die Siedlung mit allem hingebaut. Dann ging's an die Reinschrift. Auf einem riesigen Brett wurde das Modell in Gips aufgebaut. Lange Zeit haben wir ja gebraucht, dafür war aber auch alles prima. Außer der ganzen Siedlung sollte auch noch ein einzelnes Haus ganz genau nachgebildet werden. Das war etwas für unsere Laubsägekünstler. Als wir alles geschafft hatten, haben wir uns furchtbar gefreut. Ich denke, wir haben eine ganz saubere Arbeit fertiggebracht. Das können unsere Kameraden und Kameradinnen ja selbst nach den Bildern beurteilen.

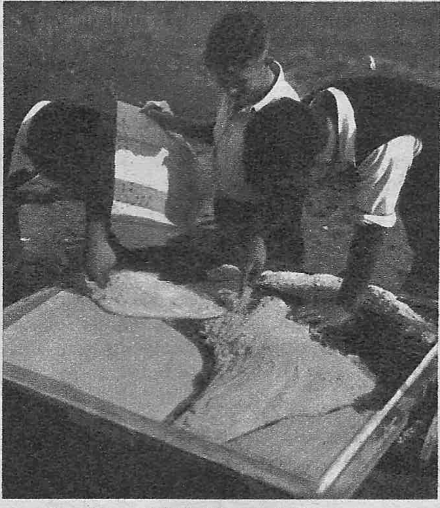


Das ist die Modelltischlerwerkstatt.
Hier entsteht das Modell eines Siedlerhauses. Alles stimmt mit dem richtigen Haus überein

Aufnahmen: Jesse, Sternberg



Das fertige Hausmodell.
Woran kann man sehen, daß es schon bewohnt ist?



Die Gipsmodellkünstler vergleichen an Hand des Siedlungsplanes, ob auch alles stimmt

Das ewige Recht

Der Kaiser und der Freigraf

Im Mittelalter, vor 300 bis 400 Jahren etwa, ging es manchmal im Deutschen Reiche drunter und drüber. Jeder kleine Landesfürst tat, was er wollte, und die einfachen Leute, Bauern und Handwerker, mußten manches Unrecht erdulden.

Nun bestand aber seit uralten Zeiten in den deutschen Landen ein Gericht aus freien Männern, das sprach nach altem Volksbrauch das Recht, und wer unrecht hatte, der wurde bestraft, ganz gleich, ob er ein einfacher Mann oder ein hochgestellter Fürst war.

Als nun im Mittelalter so viel Unrecht geschah, traten in Westfalen, im Land der roten Erde, freie Männer zusammen, um nach ihrem uralten Brauche Recht zu sprechen. Man nannte das Gericht die „Feme", oder auch „des Reiches heilige, beschlossene, heimliche Acht".

An der Spitze jedes Femegerichts, deren es mehrere gab, saß ein Freigraf, neben ihm mehrere Schöffen. Die Feme nahm nicht jeden in ihren Bund auf, sondern machte nur zum „Wissenden" in der Feme, wer ehrbar und guten Rufes, in Westfalen geboren und von anderen Freigrafen und Freischöffen empfohlen war. Sie sprach Recht im Namen des Reiches und des Kaisers, und scheute sich nicht, auch große und mächtige Leute vor ihren Stuhl zu laden. Damals tat ein Herzog von Sachsen viel Unrecht in seinem Lande. Er nahm den Menschen ihr Eigentum oder ließ zu, daß seine Gefolgsleute, seine Höflinge es taten, und es war kein Recht zu bekommen. Wenn die Leute zum Richter gehen und klagen wollten, so fand der Herzog vielerlei Ausreden, und zum Schlusse verloren diejenigen, die sich gegen ihn wehren wollten.

Da wandten sich solche in Not befindlichen Leute aus dem Lande Sachsen an den Schöffenstuhl der Feme zu Limburg. Der Herzog weigerte sich, zu kommen und es war ja auch ein mutiges Stück des alten Fem- und Freigrafen, — einen so mächtigen Herzog vor sein Gericht laden zu lassen.

Aber der alte Freigraf gedachte seines Eides, den er geschworen. Die vordersten Finger der rechten Hand auf dem bloßen Schwert und dem Strick, hatte er feierlich gelobt: „Ich gelobe bei der heiligen Ehre, daß ich nun fortan die heilige Feme wolle helfen halten und verhehlen, vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem, das zwischen Himmel und Erde ist, befördern vor den Mann, der das Recht halten und helfen kann, und will in diesen freien Stuhl, darin ich gesessen bin, alles vorbringen, das in die heimliche Acht des Kaisers gehört, ich für wahr weiß oder von wahrhaften Leuten habe hören sagen, auf daß es gerichtet werden und will das nicht lassen um Lieb noch um Leid, um Geld noch um Silber, noch um Edelgestein und will stärken dies Gericht und Recht nach allen meinen fünf Sinnen und Vermögen, das heilige Reich nach Kräften mehren, dem Unrecht Abbruch tun und mich nicht beugen vor der Gewalt."

Der Femegraf — es war ein großer freier Bauer des Landes Westfalen — ließ sich also auch durch des Herzogs Weigerung, vor dem Femegericht zu erscheinen, gar nicht einschüchtern. Er schrieb dem Herzog vielmehr, wenn er nicht zur rechten Stunde kommen werde, so werde der Femerichter „ihn ausschließen von dem gemeinen Frieden, von allen Freiheiten und Rechten, ihn verführen aus der echten Zahl in die unechte Zahl, aus dem guten Recht in das böse Recht, in den höchsten Unfrieden, Ungnade und Strang, daß er an seinem Leib verdorre und nicht mehr grüne, noch zunehme auf irgendeine Weise, sein Weib zur Witwe, seine Kinder zu Waisen — er selber aber ehr- und rechtlos und jedermann preisgegeben, sein Hals den Raben, sein Leib allen Tieren, den Vögeln in den Lüften und den Fischen in den Wassern überlassen — seine Seele aber Gott befohlen werde."

Dem Herzog, der in seinem Lande regierte, wie es ihm gefiel, und der tat, wie es ihm beliebte, und sich als des Kaisers Landesfürst nicht um das Recht kümmerte, war eine solche Sprache nicht vorgekommen.

So reiste er selber an des Kaisers Hoflager und führte Klage, daß der Femegraf Wilhelm Paskendal ihn vor seinen Stuhl vorgeladen hätte, obwohl er doch ein Landesfürst und ein mächtiger Herr sei.

Der Kaiser sandte seinen Boten und bat den alten Freigrafen an den kaiserlichen Hof.

Ohne Scheu kam der alte Wissende der Feme zum Kaiser. Der legte ihm drei Fragen vor:

Er fragte ihn zum ersten: „Kann ein Freigraf und ein Stuhl der Feme über einen deutschen Fürsten Recht sprechen?"

Der alte Bauer sah ihn klug an: „Unser altes deutsches Recht, das im Sachsenspiegel niedergeschrieben ist, lautet: „Gott ist selber Recht, darum ist ihm Recht lieb! Der Richter aber stehet an Gottes Statt und spricht das Recht für Groß und Klein, für Mächtig und Unmächtig. Darum kann er auch Recht sprechen über einen Landesfürsten. Und das Recht ist älter als alle Fürsten!"

Da stellte der Kaiser ihm die zweite Frage: „Kann ich, der Kaiser, nach meinem Belieben zum Freischöffen machen, wen ich will? Und kann ich auch absetzen, wen ich will?"

Der Femegraf sprach: „Der Kaiser kann berufen als Schöffen und Grafen der heiligen Feme nur altfreie Männer auf roter Erde zu Westfalen. Macht er andere Freigrafen und findet man sie zu Westfalen, so hängt man sie dort unbeschadet ihrer Rechte an einen Baum. Und wenn man sie daran gehängt hat, dann wird es niemand mehr gelüsten, der dazu nicht berechtigt ist. Absetzen kann der Kaiser jeden Femegrafen und Schöffen, aber nur um redliche Schuld. Und wenn er ihn absetzt, so hat dieser mehr verloren als sein Leben, denn wer die Ehre verliert, hat das Höchste verloren, was einer auf Erden verlieren kann. Darum wird der Kaiser auch keinen Freigrafen und Freischöffen absetzen, es sei denn, daß es ein meineidiger oder unrechtmäßiger Richter sei."

Der Kaiser stellte nun die dritte Frage: „Und kann ich verbieten, daß die Feme über einen Mann zu Gericht sitzt, etwa über diesen gegenwärtigen Herzog?"

Der Freigraf richtet sich hoch auf: „Das kann der Kaiser wohl tun, denn er ist aller freien Stühle und Gerichte oberster Herr und Richter, aber, wahrlich, es gebührt ihm mehr, daß er das heilige, gute alte Recht stärke und nicht kränke, denn auch er trägt seine Krone von Rechtes wegen und um das Recht zu bewahren."

Der Kaiser macht eine Handbewegung zu dem Herzog: „Euer Gnaden sehen — dieser Mann, der Femegraf der heiligen Feme, hat recht und Euer Gnaden haben unrecht! Ich möcht raten, daß Euer Gnaden den Menschen, denen Sie ihr Eigentum genommen haben, es wiedergeben und die Sache durch einen guten Vergleich aus der Welt bringen. Ich bin zwar der Kaiser, aber das Recht ist doch noch größer als ich!"

Damit reichte er dem alten Femegrafen seine Hand: „Ihr habt mir eine gute Lehre gegeben. Auf der Gerechtigkeit sind die Reiche erbaut . . ."

„Tausend Jahre Unrecht machen keine Stunde Recht."

Das war vor dem großen Bauernkriege im Jahre 1497 in der Abtei Ochsenhausen in Schwaben.

Diese Abtei hatte große reiche Dörfer von Bauern, die ihr viel Geld zahlen und auf dem Lande des Klosters Fronarbeiten und Scharwerke machen mußten. Die Last war schwer, aber es war damals ein habsüchtiger Abt, der sie noch schwerer machte.

Hier nun saß auf einem Hof eine reiche Bauernwitwe. Sie besaß eine Tochter, die mit einem jungen Bauern im Nachbardorf verheiratet war und mehrere Kinder hatte. Eines dieser Enkelkinder, ein tüchtiger Junge, sollte den Hof erben, wenn die alte Frau starb.

Als nun an einem schönen Sommertage die alte Frau wirklich verstarb, da kam der Abt des Klosters mit seinen bewaffneten Klosterknechten und nahm den Hof für das Kloster in Anspruch. Vor Jahrhunderten einmal — so sagte er — habe ein Bauer auf dem Totenbett zum „Heil seiner Seele" den Hof dem Kloster geschenkt. Seine Nachkommen hätten darum auch immer Zinsen und Scharwerke für das Kloster leisten müssen, und wenn der Abt es wolle, so könne er das Stück jederzeit zurücknehmen.

Als die Bauern dies hörten, waren sie empört. Auf diese Weise konnte der Abt ja jeden Hof einfach an sich bringen. Sie bewaffneten sich, um ihre Höfe mit dem Schwert zu verteidigen. Der Abt bat benachbarte Landesfürsten und Kriegsleute um Hilfe, für die Bauern aber mischte sich der Rat der Stadt Ulm ein, und schon sah es aus, als ob ein schwerer Krieg ausbrechen würde.

Da einigten sich die beiden Seiten darüber, ein Schiedsgericht einzusetzen. Man erwählte zwei fürstliche Räte, zwei Ratsherren der Stadt Ulm und nahm als fünften einen alten weißbärtigen Ritter, der bei beiden Parteien angesehen war.

Auf der einen Seite klagte der Bauernjunge um den Hof seiner Großmutter, auf der anderen Seite stand der Abt von Ochsenhausen. Der Kampf vor dem Gericht ging hin und her. Der Bauernjunge berief sich darauf, daß alle seine Vorfahren den Hof geerbt hätten und niemals das Kloster, wenn es sein Erbgeld in diesem Falle bekommen hatte, den Hof gefordert habe. Er führte aus, daß der Hof erblich der Bauernfamilie gehöre, und wenn sie noch so viel Lasten an das Kloster leisten mußten, — so war es doch aber immer ihr Hof.

Der Abt machte eine Handbewegung, als ob er alle diese Gründe vom Tisch fegen wollte und sagte: „Die Frage ist schon entschieden. Die alte Urkunde hat sich gefunden, nach der Euer Vorfahr einst seinen Hof der Kirche geschenkt hat, als er auf seinem Totenbett für das Heil seiner Seele sorgen wollte. Seit tausend Jahren gehört darum der Hof dem Kloster. Wenn das Kloster ihn weiter in der Hand des Bauern ließ, so war das nichts als Gnade und Güte. Und jetzt nehmen wir ihn zurück. Herr Richter, hier liegt die Urkunde, — entscheidet!"

Die vier Schiedsrichter gaben ihre Stimme ab, die beiden fürstlichen Räte für den Abt, die beiden Ratsherren für den Bauern. Als letzter stimmte der weißbärtige Ritter und sagte: „Herr Abt, — wenn Eure Urkunde auch tausend Jahre alt ist, so machen doch tausend Jahre Unrecht nicht eine Stunde Recht! Das Bauernland gehört in Bauernhand und nicht in die tote Hand. Habt Ihr und haben Eure Vorfahren hier gepflügt, gesät, geackert und gearbeitet, — oder tat es diese Bauernfamilie? Der Bauer ist kein Spielzeug und der Hof und das Blut sollen nicht getrennt werden. Das ist deutsches Recht, Herr Abt! Und darum bleibt der Hof dem rechtmäßigen Erben, diesem Bauernjungen hier, — denn das deutsche Recht ist stärker als Eure alten Pergamente!"

Aus jener Zeit und von jenem Fall soll das Wort stammen, daß „tausend Jahre Unrecht noch nicht eine Stunde Recht machen". Der Familie aber blieb ihr Hof erhalten... L.

Die mutigen Pimpfe

Bei einem Bauern in Gütersloh,
Nicht weit vom Gasthaus zur Linde,
Schliefen zwei Pimpfe des Nachts im Stroh,
Und draußen heulten die Winde.

Da hörten sie grad um Mitternacht
Das Hoftor verdächtig knarren.
Das hat doch der Wind nicht aufgemacht?
Die beiden konnt man nicht narren.

Schnell wie der Blitz erhoben sie sich
Und rannten hinaus auf Zehen,
Als sich ein Dieb zu den Schweinen schlich.
Beim Mondschein konnten sie's sehen.

Der Dieb trat grad in den Schweinestall,
Da standen die Knaben draußen;
Sie schlossen die Tür mit lautem Knall
Und drehten den Schlüssel außen.

Die Hunde bellten, der Bauer naht,
Er lobte die beiden Jungen,
Viel Mut beweise soeben die Tat,
Nicht jedem wär sie gelungen.

Da meinten die zwei, es wär ein Schimpf
Und gegen die deutsche Ehre,
Wenn jemand, der ein richtiger Pimpf,
Kein mutiger Junge wäre.

Die Geschichte hat ein Zwölfjähriger in Verse gebracht.

Ein Jungenstreich

Drei Jungen stehen auf der Brücke, richtige Jungen mit Lausbubengesichtern. Was haben sie wohl vor?

Jetzt stellen sie sich ans Geländer, recken die Köpfe, starren über das graue Wasser, recken die Arme: „Da schwimmt einer, ein Mensch. Der Kopf ist ganz deutlich zu sehen."

Schon stehen ein Dutzend Menschen da, zwanzig, dreißig, mehr und mehr. Und alle starren nach dem dunklen Etwas.

„Das ist 'ne Leiche", sagt einer der Jungen und sieht die beiden anderen mit Augenzwinkern an.

Ein Gruseln geht durch die Menschenmenge. O Gott! — Leiche! — Mord! — —

Einer der Jungen hat sich weggeschlichen, kommt in großem Bogen zurück und sagt mit dem trockensten Gesicht: „Der Schupo hat eben die Feuerwehr antelephoniert."

Aha! — Schupo — Feuerwehr —! — !!

Nun wird man ja bald sehen, ob das nun wirklich — ob da nun ein Mord oder — und wenn es nun wirklich 'ne Leiche —

So redet der Menschenhaufe am Brückengeländer.

Es ist schrecklich aufregend, wenn man auf die Feuerwehr warten muß. Der dritte Junge hat sich wieder an das Geländer gedrängt: „Es bewegt sich! Seht nur, wie es Wellen schlägt! Das ist ein Seehund!"

Die anderen lachen. — Ein Seehund. Sie wollen eben, daß es eine Leiche ist.

„Wie er Wellen schlägt mit der Schwanzflosse", brüllt jetzt der Junge und ist wahnsinnig aufgeregt.

Wahrhaftig! Alle sehen mit einem Mal deutlich die rudernde Schwanzflosse des Seetiers.

Vom Ufer macht ein Boot los, kommt näher, hält auf das rätselhafte Etwas zu. — Kein Zweifel, Rettung naht — also doch eine Leiche...

Jetzt... jetzt — der Bootsinsasse greift nach dem dunklen Schopf und hebt mit lachendem Gesicht den kleinen Fußball ins Boot!

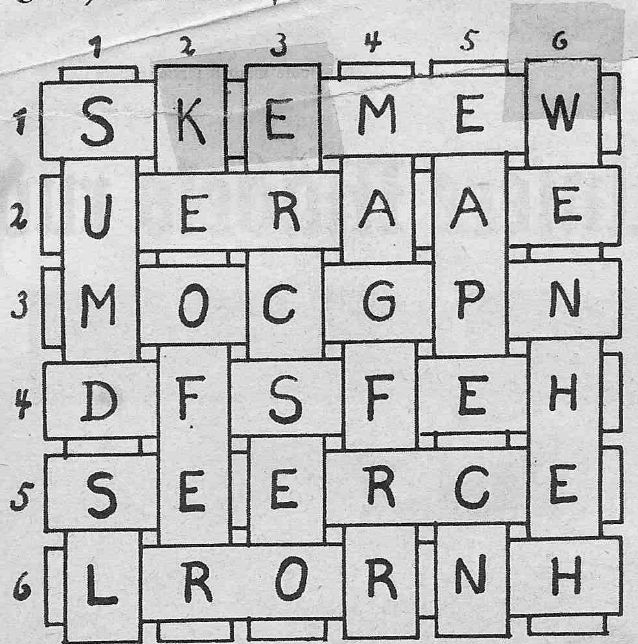
Schade!!!

Zweihundert Neugierige machen entsetzlich dumme Gesichter.

Die drei Jungen haben sich längst aus dem Staube gemacht.

—ei—

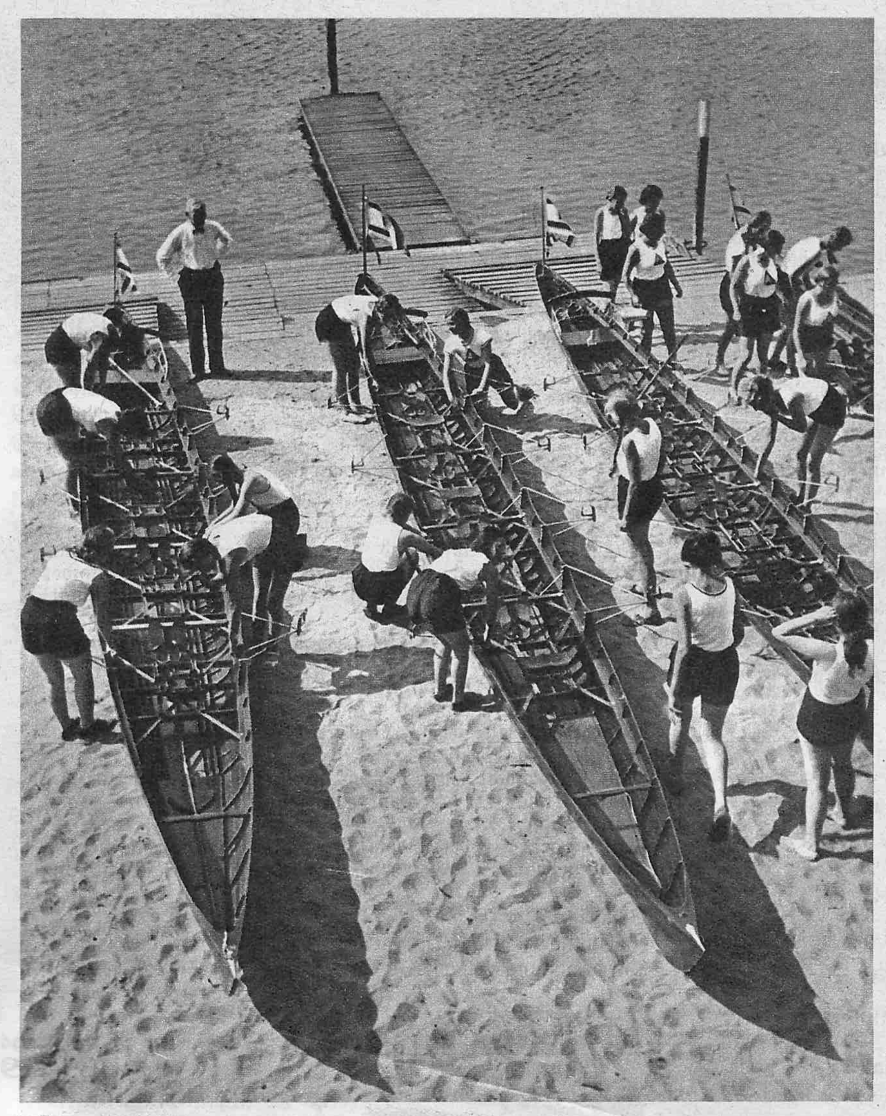
Flechtworträtsel



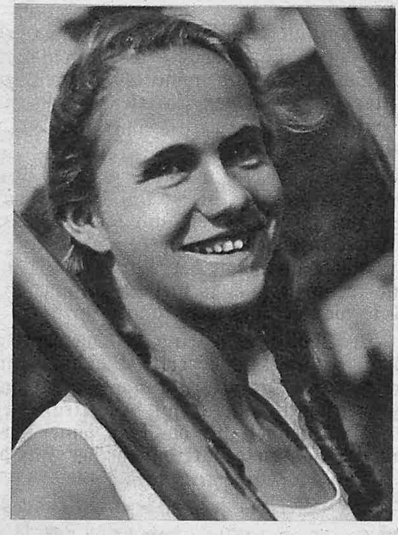
Auf jedem waagerechten und senkrechten Streifen sind die durch andere Streifen verdeckten Buchstaben zu ergänzen. — Bedeutung der Wörter auf den einzelnen Streifen:

Von links nach rechts: 1. Jahreszeit, 2. Singvogel des Feldes, 3. Getreideart, 4. stacheliges Unkraut, 5. Stelzvogel, 6. Teichbewohner.

Von oben nach unten: 1. bienenartiges Insekt, 2. Nadelbaum, 3. Frucht eines Waldlaubbaumes, 4. Insekt, 5. Frucht der Nadelhölzer, 6. stehendes Gewässer.



Die Boote werden fertiggemacht



Sie gehörte schon einmal zur siegreichen Mannschaft



Das Boot wird [illegible] dem Bootshaus zum Steg getra[illegible]



Unsere Mädels rudern



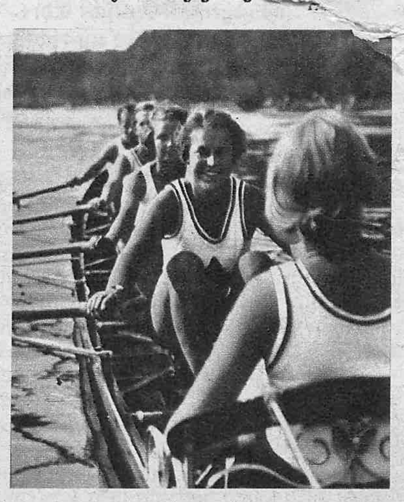
Am Landungssteg

Heraus aus den Stuben, aus den grauen Mauern der Stadt; der Wassersport ruft.

Hei! wie der Vierer hingleitet über den Strom, über den großen See mit seiner weiten, silbergleißenden Fläche.

Im gleichen Takt schnellen die Arme vor — tauchen die Ruder ein. — Frische Luft füllt die Lungen. Herrlich ist solch eine Ruderfahrt auf der glitzernden Flut.

Aufnahmen: Weller / Bavaria-Verlag



Im Vierer geht's zur ersten Trainingsfahrt

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Erwin Ibing, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 75 64 56. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.